Schopenhauer

Über Lesen und Bücher

Insel-Bücherei Nr. 138

Z
1003
S34

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by
Mrs. Raymond Daniell

Arthur Schopenhauer

Über Lesen und Bücher

Im Insel-Verlag zu Leipzig

Z
1003
S34

627012
17.1.56

Druck des 36.—45. Tausends
von der Spamerschen Buchdruckerei
in Leipzig

Über Urteil, Kritik, Beifall und Ruhm

1

Mit dem nicht geschmackvoll gewählten Ausdruck Geschmack bezeichnet man diejenige Auffindung, oder auch bloße Anerkennung, des ästhetisch Richtigen, welche ohne Anleitung einer Regel geschieht, indem entweder keine Regel sich bis dahin erstreckt, oder auch dieselbe dem Ausübenden, respektive bloß Urteilenden, nicht bekannt war. Statt Geschmack würde man ästhetisches Gefühl sagen können; wenn dies nicht eine Tautologie enthielte.

Der auffassende, urteilende Geschmack ist gleichsam das Weibliche zum Männlichen des produktiven Talents, oder Genies. Nichts fähig zu erzeugen, besteht er in der Fähigkeit zu empfangen, d. h. das Rechte, das Schöne, das Passende als solches zu erkennen – wie auch dessen Gegenteil; also das Gute vom Schlechten zu unterscheiden, jenes herauszufinden und zu würdigen, dieses zu verwerfen.

2

Die Schriftsteller kann man einteilen in Sternschnuppen, Planeten und Fixsterne. – Die ersteren liefern die momentanen Knalleffekte: man schauet auf, ruft „Siehe da!" und auf immer sind sie verschwunden. – Die zweiten, also die Irr- und Wandelsterne, haben viel mehr Bestand. Sie glänzen, wiewohl bloß vermöge ihrer Nähe, oft heller als die Fixsterne, und werden von Nichtkennern mit diesen verwechselt. Inzwischen müssen auch sie ihren Platz bald räumen, haben zudem nur geborgtes Licht und eine auf ihre Bahngenossen (Zeitgenossen) beschränkte Wirkungssphäre.

Sie wandeln und wechseln: ein Umlauf von einigen Jahren Dauer ist ihre Sache. – Die dritten allein sind unwandelbar, stehn fest am Firmament, haben eigenes Licht, wirken zu einer Zeit wie zur andern, indem sie ihr Ansehn nicht durch die Veränderung unsers Standpunkts ändern, da sie keine Parallaxe haben. Sie gehören nicht, wie jene andern, einem Systeme (Nation) allein an; sondern der Welt. Aber eben wegen der Höhe ihrer Stelle braucht ihr Licht meistens viele Jahre, ehe es dem Erdbewohner sichtbar wird.

3

Zum Maßstab eines Genies soll man nicht die Fehler in seinen Produktionen oder die schwächeren seiner Werke nehmen, um es dann danach tief zu stellen; sondern bloß sein Vortrefflichstes. Denn auch im Intellektuellen klebt Schwäche und Verkehrtheit der menschlichen Natur so fest an, daß selbst der glänzendeste Geist nicht durchweg jederzeit von ihnen frei ist. Daher die großen Fehler, welche sogar in den Werken der größten Männer sich nachweisen lassen, und Horazens „Bisweilen schläft selbst der gute Homeros."[1] Was hingegen das Genie auszeichnet und daher sein Maßstab sein sollte, ist die Höhe, zu der es sich, als Zeit und Stimmung günstig waren, hat aufschwingen können, und welche den gewöhnlichen Talenten ewig unerreichbar bleibt. Imgleichen ist es sehr mißlich, große Männer in derselben Gattung, also etwan große Dichter, große Mu-

[1] Schopenhauers Wendung gegen das Verdeutschen fremdsprachiger Zitate (S. 50) trifft nur die gelehrten Bücher: im vorliegenden Schriftchen, in dem unter andern auch Stellen aus dem Spanischen vorkommen, sind alle Zitate deutsch wiedergegeben.

siker, Philosophen, Künstler miteinander zu vergleichen; weil man dabei, fast unvermeidlich, wenigstens für den Augenblick, ungerecht wird. Alsdann nämlich faßt man den eigentümlichen Vorzug des einen ins Auge und findet sofort, daß er dem andern abgeht; wodurch dieser herabgesetzt wird. Aber geht man wiederum von dem diesem andern eigentümlichen, ganz andersartigen Vorzug aus; so wird man vergeblich nach ihm bei jenem ersteren suchen; so daß demnach jetzt dieser ebenfalls unverdiente Herabsetzung erleidet.

4

Kritiker gibt es, deren jeder vermeint, bei ihm stände es, was gut und was schlecht sein solle; indem er seine Kindertrompete für die Posaune der Fama hält. –

Wie eine Arznei nicht ihren Zweck erwirkt, wann die Dosis zu stark gewesen; ebenso ist es mit Strafreden und Kritiken, wenn sie das Maß der Gerechtigkeit überschreiten.

5

Der Unstern für geistige Verdienste ist, daß sie zu warten haben, bis die das Gute loben, welche selbst nur das Schlechte hervorbringen; ja überhaupt schon, daß sie ihre Kronen aus den Händen der menschlichen Urteilskraft zu empfangen haben, einer Eigenschaft, von der den meisten so viel einwohnt wie dem Kastraten Zeugungskraft – will sagen, ein schwaches, unfruchtbares Analogon – so daß schon sie selbst den seltenen Naturgaben beizuzählen ist. Daher ist es leider so wahr, wie artig gewendet, was La Bruyère sagt: „Neben dem Unterscheidungsvermögen gibt es höchstens noch eins, was

so selten auf der Welt ist: Diamanten und Perlen." Unterscheidungsvermögen, und demnach Urteilskraft, daran gebricht es. Sie wissen nicht das Echte vom Unechten, nicht den Hafer von der Spreu, nicht das Gold vom Kupfer zu unterscheiden und nehmen nicht den weiten Abstand wahr zwischen dem gewöhnlichen Kopf und dem seltensten. Das Resultat hievon ist der Übelstand, den ein altmodisches Verschen so ausdrückt:

Es ist nun das Geschick der Großen hier auf Erden,
Erst wann sie nicht mehr sind, von uns erkannt zu werden.

Dem Echten und Vortrefflichen steht, bei seinem Auftreten, zunächst das Schlechte im Wege, von welchem es seinen Platz bereits eingenommen findet, und das eben für jenes gilt. Wenn es nun auch, nach langer Zeit und hartem Kampfe, ihm wirklich gelingt, den Platz für sich zu vindizieren und sich in Ansehn zu bringen; so wird es wieder nicht lange dauern, bis sie mit irgendeinem manierierten, geistlosen, plumpen Nachahmer herangeschleppt kommen, um, ganz gelassen, ihn neben das Genie auf den Altar zu setzen: denn sie sehn den Unterschied nicht; sondern meinen ganz ernstlich, das wäre nun wieder auch so einer. Darum eben hebt Yriarte die 28ste seiner Literaturfabeln an mit:

An Gutem und Schlechtem gleich viel Geschmack
Fand zu allen Zeiten das dumme Pack.

So mußten auch Shakespeares Dramen, gleich nach seinem Tode, denen von Ben Johnson, Massinger, Beaumont und Fletcher Platz machen und diesen auf hundert Jahre räumen. So wurde Kants ernste Philosophie durch Fichtes offenbare Windbeutelei, Schellings Eklektismus und Jakobis widrig-süßliches und gottseliges Gefasel verdrängt, bis

es zuletzt dahin kam, daß ein ganz erbärmlicher Scharlatan, Hegel, Kanten gleich, ja hoch über ihn gestellt wurde. Selbst in einer allen zugänglichen Sphäre sehn wir den unvergleichlichen Walter Scott bald durch unwürdige Nachahmer aus der Aufmerksamkeit des großen Publikums verdrängt werden. Denn dieses hat überall für das Vortreffliche im Grunde doch keinen Sinn und daher keine Ahndung davon, wie unendlich selten die Menschen sind, welche in Poesie, Kunst oder Philosophie wirklich etwas zu leisten vermögen, und daß dennoch ihre Werke ganz allein und ausschließlich unsrer Aufmerksamkeit wert sind, weshalb man das

Mittelmäßig zu dichten,

Nicht Menschen, nicht Götter habens gestattet

den Pfuschern in der Poesie und ebenso in allen andern hohen Fächern, ohne Nachsicht, alle Tage unter die Nase reiben sollte. Sind doch diese das Unkraut, welches den Weizen nicht aufkommen läßt, um alles selbst zu überziehn; weshalb es denn eben geht, wie der so früh dahingeschiedene Feuchtersleben es originell und schön schildert·

„Ist doch – rufen sie vermessen –
Nichts im Werke, nichts getan!"
Und das Große reift indessen
Still heran.

Es erscheint nun: niemand sieht es,
Niemand hört es im Geschrei.
Mit bescheidner Trauer zieht es
Still vorbei.

Nicht weniger zeigt jener beklagenswerte Mangel an Urteilskraft sich in den Wissenschaften, nämlich am zähen Le-

ben falſcher und widerlegter Theorien. Einmal in Kredit gekommen, trotzen dieſe der Wahrheit halbe, ja ganze Jahrhunderte lang, wie ein ſteinerner Molo den Meereswogen. Nach hundert Jahren hatte Kopernikus noch nicht den Ptolemäus verdrängt. Bako von Verulam, Carteſius, Locke ſind äußerſt langſam und ſpät durchgedrungen. (Man leſe nur d'Alemberts berühmte Vorrede zur Enzyklopädie.) Nicht weniger Newton: man ſehe nur die Erbitterung und den Hohn, womit Leibniz das Newtoniſche Gravitationsſyſtem bekämpft, in ſeiner Kontroverſe mit Clarke. Obgleich Newton das Erſcheinen ſeiner Principia beinahe vierzig Jahre überlebt hat, war, als er ſtarb, ſeine Lehre doch nur in England, teilweiſe und einigermaßen, zur Anerkennung gelangt; während er außerhalb ſeines Vaterlandes nicht zwanzig Anhänger zählte; laut dem Vorbericht zu Voltaires Darſtellung ſeiner Lehre. Eben dieſe hat zum Bekanntwerden ſeines Syſtems in Frankreich, beinahe zwanzig Jahre nach ſeinem Tode, das meiſte beigetragen. Bis dahin nämlich hielt man daſelbſt feſt, ſtandhaft und patriotiſch, an den karteſianiſchen Wirbeln; während erſt vierzig Jahre vorher dieſelbe karteſianiſche Philoſophie in den franzöſiſchen Schulen noch verboten geweſen war. Jetzt nun wieder verweigerte der Kanzler d'Agueſſeau dem Voltaire das Imprimatur zu ſeiner Darſtellung des Newtonianismus. Dagegen behauptet in unſern Tagen Newtons abſurde Farbenlehre noch vollkommen den Kampfplatz, vierzig Jahre nach dem Erſcheinen der Goetheſchen. Hume, obſchon er ſehr früh aufgetreten war und durchaus populär ſchrieb, iſt bis zu ſeinem fünfzigſten Jahre unbeachtet geblieben. Kant, wiewohl er ſein ganzes Leben hindurch geſchrieben

und gelehrt hatte, wurde erst nach seinem sechzigsten Jahre berühmt. – Künstler und Dichter haben freilich besseres Spiel als die Denker; weil ihr Publikum wenigstens hundertmal größer ist. Dennoch, was galten Mozart und Beethoven bei ihren Lebzeiten? was Dante? was selbst Shakespeare? Hätten die Zeitgenossen dieses letzteren seinen Wert irgend gekannt; so würden wir, aus jener Zeit des Flors der Malerkunst, doch wenigstens ein gutes und sicher beglaubigtes Bildnis desselben haben, während jetzt nur durchaus zweifelhafte Gemälde, ein sehr schlechter Kupferstich und eine noch schlechtere Grabsteinsbüste vorhanden sind. Imgleichen würden alsdann die von ihm übriggebliebenen Handschriften zu Hunderten dasein; statt, wie jetzt, sich auf ein paar gerichtliche Unterzeichnungen zu beschränken. – Alle Portugiesen sind noch stolz auf den Camoëns, ihren einzigen Dichter: er lebte aber von Almosen, die ein aus Indien mitgebrachter Negerknabe abends auf der Straße für ihn einsammelte. – Allerdings wird, mit der Zeit, jedem volle Gerechtigkeit, allein so spät und langsam wie weiland vom Reichskammergericht, und die stillschweigende Bedingung ist, daß er nicht mehr lebe. Denn die Vorschrift des Jesus Sirach (Kap. 11, 28): „Rühme niemand vor seinem Ende" wird treulich befolgt. Da muß denn, wer unsterbliche Werke geschaffen hat, zu seinem Trost, den indischen Mythos auf sie anwenden, daß die Minuten des Lebens der Unsterblichen, auf Erden, als Jahre erscheinen und ebenso die Erdenjahre nur Minuten der Unsterblichen sind.

Der hier beklagte Mangel an Urteilskraft zeigt sich denn auch darin, daß in jedem Jahrhundert zwar das Vortreff-

liche der früheren Zeit verehrt, das der eigenen aber verkannt und die diesem gebührende Aufmerksamkeit schlechten Machwerken geschenkt wird, mit denen jedes Jahrzehnt sich herumträgt, um vom folgenden dafür ausgelacht zu werden. Daß nun also die Menschen das echte Verdienst, wenn es in ihrer eigenen Zeit auftritt, so schwer erkennen, beweist aber, daß sie auch die längst anerkannten Werke des Genies, welche sie auf Auktorität verehren, weder verstehn noch genießen noch eigentlich schätzen. Und die Rechnungsprobe zu diesem Beweise ist, daß das Schlechte, z. B. Fichtesche Philosophie, wenn es nur einmal in Kredit steht, eben auch seine Geltung noch ein paar Menschenalter hindurch behält. Nur wenn sein Publikum ein sehr großes ist, erfolgt sein Fall schneller.

6

Wie nun aber doch die Sonne eines Auges bedarf, um zu leuchten, die Musik eines Ohres, um zu tönen; so ist auch der Wert aller Meisterwerke, in Kunst und Wissenschaft, bedingt durch den verwandten, ihnen gewachsenen Geist, zu dem sie reden. Nur er besitzt das Zauberwort, wodurch die in solche Werke gebannten Geister rege werden und sich zeigen. Der gemeine Kopf steht vor ihnen wie vor einem verschlossenen Zauberschrank oder vor einem Instrumente, das er nicht zu spielen versteht, dem er daher nur ungeregelte Töne entlockt; wie gern er auch hierüber sich selber täuscht. Und wie dasselbe Ölgemälde, gesehn in einem finstern Winkel, oder aber wann die Sonne darauf scheint – so verschieden ist der Eindruck desselben Meisterwerks, nach Maßgabe des Kopfes, der es auffaßt. Demnach bedarf ein schönes

Werk eines empfindenden Geistes, ein gedachtes Werk eines denkenden Geistes, um wirklich dazusein und zu leben. Allein, nur gar zu oft kann dem, der ein solches Werk in die Welt schickt, nachher zumute werden wie einem Feuerwerker, der sein lange und mühsam vorbereitetes Erzeugnis endlich mit Enthusiasmus abgebrannt hat und dann erfährt, daß er damit an den unrechten Ort gekommen und sämtliche Zuschauer die Zöglinge der Blindenanstalt gewesen seien. Und doch ist er so immer noch besser daran, als wenn er ein Publikum von lauter Feuerwerkern gehabt hätte; da in diesem Fall, wenn seine Leistung außerordentlich gewesen, sie ihm den Hals hätte kosten können.

7

Die Quelle alles Wohlgefallens ist die Homogenëität. Schon dem Schönheitssinn ist die eigene Spezies, und in dieser wieder die eigene Rasse, unbedenklich die schönste. Auch im Umgang zieht jeder den ihm Ähnlichen entschieden vor; so daß einem Dummkopf die Gesellschaft eines andern Dummkopfs ungleich lieber ist als die aller großen Geister zusammengenommen. Jedem müssen sonach zuvörderst seine eigenen Werke am besten gefallen; weil sie eben nur der Spiegelreflex seines eigenen Geistes und das Echo seiner Gedanken sind. Demnächst aber werden jedem die Werke der ihm Homogenen zusagen, also wird der Platte, Seichte, Verschrobene, in bloßen Worten Kramende nur dem Platten, Seichten, Verschrobenen und dem bloßen Wortkram seinen aufrichtigen, wirklich gefühlten Beifall zollen; die Werke der großen Geister hingegen wird er allein auf Autorität, d. h. durch Scheu gezwungen, gelten lassen; während

ſie ihm im Herzen mißfallen. „Sie ſprechen ihn nicht an", ja, ſie widerſtehn ihm: dies wird er jedoch nicht einmal ſich ſelber eingeſtehn. Nur ſchon bevorzugte Köpfe können die Werke des Genies wirklich genießen: zum erſten Erkennen derſelben aber, wann ſie noch ohne Auktorität daſtehn, iſt bedeutende Überlegenheit des Geiſtes erfordert. Demnach hat man, dies alles wohl erwogen, ſich nicht zu wundern, daß ſie ſo ſpät, vielmehr daß ſie jemals Beifall und Ruhm erlangen. Dies geſchieht nur auch eben durch einen langſamen und komplizierten Prozeß, indem nämlich jeder ſchlechte Kopf allmählich, gezwungen und gleichſam gebändigt, das Übergewicht des zunächſt über ihm Stehenden anerkennt und ſo aufwärts, wodurch es nach und nach dahin kommt, daß das bloße Reſultat des Gewichtes der Stimmen das der Zahl derſelben überwältigt; welches eben die Bedingung alles echten, d. h. verdienten Ruhmes iſt. Bis dahin aber kann das größte Genie, auch nachdem es ſeine Proben abgelegt hat, ſo daſtehn, wie ein König ſtände unter einer Schar ſeines eigenen Volkes, die ihn aber nicht perſönlich kennt und daher ihm nicht Folge leiſten wird, wann ſeine oberſten Staatsdiener ihn nicht begleiten. Denn kein ſubalterner Beamter iſt fähig, ſeinen Befehl direkt zu empfangen. Ein ſolcher kennt nämlich nur die Unterſchrift ſeines Vorgeſetzten, wie dieſer die des ſeinigen, und ſo aufwärts, bis ganz oben, wo der Kabinettsſekretär die Unterſchrift des Miniſters und dieſer die des Königs atteſtiert. Durch analoge Zwiſchenſtufen iſt der Ruhm des Genies bei der Menge bedingt. Daher auch ſtockt der Fortgang desſelben am leichteſten im Anfang; weil die obern Behörden, deren nur wenige ſein können, am häufigſten fehlen: je weiter hin-

gegen abwärts, an desto mehrere zugleich ist der Befehl gerichtet; daher er nun nicht mehr ins Stocken gerät.

Über diesen Hergang müssen wir uns damit trösten, daß es noch für ein Glück zu erachten ist, wenn die allermeisten Menschen *nicht* aus eigenen Mitteln, sondern bloß auf fremde Auktorität urteilen. Denn was für Urteile würden über Plato und Kant, über Homer, Shakespeare und Goethe ergehn, wenn jeder nach dem urteilte, was er wirklich an ihnen hat und genießt, und nicht vielmehr die zwingende Auktorität ihn sagen ließe, was sich ziemt, so wenig es ihm auch vom Herzen gehn mag. Ohne solches Bewandtnis der Sache wäre für wahres Verdienst, in hoher Gattung, gar kein Ruhm zu erlangen möglich. Dabei ist ein zweites Glück, daß jeder doch noch so viel eigenes Urteil hat, als nötig ist, um die Superiorität des zunächst über ihm Stehenden zu erkennen und dessen Auktorität zu befolgen; wodurch denn zuletzt die Vielen sich der Auktorität der Wenigen unterwerfen und jene Hierarchie der Urteile zustande kommt, auf der die Möglichkeit des festen und endlich weitreichenden Ruhmes beruht. Für die unterste Klasse, der die Verdienste eines großen Geistes ganz unzugänglich sind, ist am Ende bloß das Monument, als welches in ihr, durch einen sinnlichen Eindruck, eine dumpfe Ahndung davon erregt.

8

Nicht weniger jedoch als die Urteilslosigkeit steht dem Ruhme des Verdienstes in hoher Gattung *der Neid* entgegen; er, der ja selbst in den niedrigsten demselben schon beim ersten Schritte sich entgegenstellt und bis zum letzten nicht von ihm weicht; daher denn eben er zur Schlechtigkeit

des Laufes der Welt ein Großes beiträgt und Arioſto recht erhält, ſie zu bezeichnen als „das weit mehr dunkle denn heitere Erdenleben, ganz voller Neid". Der Neid nämlich iſt die Seele des überall florierenden, ſtillſchweigend und ohne Verabredung zuſammenkommenden Bundes aller Mittelmäßigen, gegen den einzelnen Ausgezeichneten, in jeder Gattung. Einen ſolchen nämlich will keiner in ſeinem Wirkungskreiſe wiſſen, in ſeinem Bereiche dulden: ſondern „wenn ſich jemand auszeichnen will, ſoll ers anderswo tun" iſt die einmütige Loſung der Mittelmäßigkeit allüberall. Zur Seltenheit des Vortrefflichen und zur Schwierigkeit, die es findet, verſtanden und erkannt zu werden, kommt alſo noch jenes übereinſtimmende Wirken des Neides Unzähliger, es zu unterdrücken, ja, wo möglich, es ganz zu erſticken.

Sobald daher, in irgendeinem Fache, ein eminentes Talent ſich ſpüren läßt, ſind alle Mediokren des Faches einhellig bemüht, es zuzudecken, ihm die Gelegenheit zu benehmen und auf alle Weiſe zu verhindern, daß es bekannt werde, ſich zeige und an den Tag komme; nicht anders, als wäre es ein Hochverrat, begangen an ihrer Unfähigkeit, Plattheit und Stümperhaftigkeit. Meiſtens hat ihr Unterdrückungsſyſtem, geraume Zeit hindurch, guten Erfolg, weil gerade das Genie, welches ſeine Sache, mit kindlichem Zutrauen, ihnen darreicht, damit ſie Freude daran haben möchten, den Schlichen und Ränken niederträchtiger Seelen, die nur im Gemeinen, dort aber vollkommen zu Hauſe ſind, am wenigſten gewachſen iſt, ja, ſie nicht einmal ahndet, noch verſteht, und daher alsdann, über den Empfang betreten, vielleicht an ſeiner Sache zu zweifeln anfängt, dadurch aber

an sich selber irre werden und seine Bestrebungen aufgeben kann, wenn ihm nicht noch zu rechter Zeit die Augen aufgehn, über jene Nichtswürdigen und ihr Treiben. Man sehe, – um die Beispiele nicht zu sehr in der Nähe, noch auch in schon fabelhafter Ferne zu suchen, – wie der Neid deutscher Musiker, ein Menschenalter hindurch, sich gesträubt hat, das Verdienst des großen Rossini anzuerkennen; bin ich doch einmal Zeuge gewesen, daß man, an einer großen, konstituierten Liedertafel, nach der Melodie seines unsterblichen di tanti palpiti, zum Hohn, die Speisekarte absang. Ohnmächtiger Neid! Die Melodie überwand und verschlang die gemeinen Worte. Und so haben, allem Neid zum Trotz, Rossinis wundervolle Melodien sich über den ganzen Erdball verbreitet und jedes Herz erquickt, wie damals, so noch heute und in saecula saeculorum. Ferner sehe man, wie den deutschen Medizinern, namentlich den rezensierenden, vor Zorn der Kamm steigt, wenn ein Mann wie Marshal Hall einmal merken läßt, er wisse, daß er etwas geleistet habe. – Neid ist das sichere Zeichen des Mangels, also, wenn auf Verdienste gerichtet, des Mangels an Verdiensten. Das Verhalten des Neides gegen die Ausgezeichneten hat mein trefflicher Balthazar Gracian in einer ausführlichen Fabel überaus schön dargestellt: sie steht in seinem Discreto, unter der Überschrift hombre de ostentacion. Da sind sämtliche Vögel aufgebracht und verschworen gegen den Pfau, mit seinem Federrade. „Wenn wir nur erlangen," sagte die Elster, „daß er die vermaledeite Parade mit seinem Federschweife nicht mehr machen kann; da wird seine Schönheit bald ganz verfinstert sein: denn was keiner sieht, ist, als ob es nicht existierte," uff. –

Demgemäß ist denn auch die Tugend der Bescheidenheit bloß zur Schutzwehr gegen den Neid erfunden worden. Daß es allemal Lumpe sind, die auf Bescheidenheit dringen und sich so herzinniglich über die Bescheidenheit eines Mannes von Verdienst freuen, habe ich auseinandergesetzt in meinem Hauptwerke, Bd. 2, Kap. 37. Goethes bekannter und vielen ärgerlicher Ausspruch „Nur die Lumpe sind bescheiden" hat schon einen alten Vorgänger, beim Cervantes, als welcher, unter den seiner „Reise auf den Parnaß" angehängten Verhaltungsregeln für Dichter, auch diese gibt: „Jeder Dichter, dem seine Verse zu verstehn gegeben haben, daß er einer ist, achte und schätze sich hoch, sich an das Sprichwort haltend: ein Lump sei, wer sich für einen Lump hält." – Shakespeare deklariert, in vielen seiner Sonette, als wo allein er von sich sprechen konnte, mit ebensoviel Sicherheit wie Unbefangenheit, was er schreibt, für unsterblich. Sein kritischer Herausgeber Collier sagt darüber, in seiner Einleitung zu den Sonetten: „In vielen derselben finden sich bemerkenswerte Anzeichen von Selbstgefühl und Zuversicht auf die Unsterblichkeit seiner Verse, und bleibt, in dieser Hinsicht, unsers Autors Meinung fest und beständig. Nie nimmt er Anstand, sie auszusprechen, und vielleicht gibt es, weder im Altertum noch in der neuen Zeit, einen Schriftsteller, welcher, im Verhältnis zu seinen hinterlassenen Schriften solcher Art, seinen festen Glauben, daß die Welt das, was er in dieser Dichtungsart geschrieben, nicht werde willig untergehn lassen, so oft und so entschieden ausgedrückt hat."

Ein vom Neide häufig gebrauchtes Mittel zur Herabsetzung des Guten, im Grunde sogar die bloße Kehrseite

derselben, ist das ehr- und gewissenlose Lobpreisen des Schlechten: denn sobald das Schlechte Geltung erhält, ist das Gute verloren. So wirksam daher dieses Mittel, besonders wenn ins Große getrieben, auf eine Weile ist, so kommt am Ende doch die Zeit der Abrechnung, und der vorübergehende Kredit, in den es die schlechten Produktionen gesetzt hatte, wird durch den bleibenden Diskredit der niederträchtigen Lober desselben bezahlt; weshalb sie gern sich anonym halten.

Da dieselbe Gefahr auch dem direkten Herabsetzen und Tadeln des Guten, wenngleich schon aus größerer Entfernung, droht; so sind viele zu klug, als daß sie zu diesem sich entschlössen. Daher ist die nächste Folge des Auftretens eines eminenten Verdienstes oft nur, daß sämtliche dadurch so tief, wie die Vögel durch den Pfauenschweif, gekränkte Mitbewerber in ein tiefes Stillschweigen versetzt werden, so einmütig, wie auf Verabredung: ihrer aller Zungen sind gelähmt: es ist das silentium livoris des Seneka. Bei diesem hämischen und tückischen Schweigen, dessen terminus technicus Ignorieren heißt, kann es lange sein Bewenden haben, wann, wie dies in höhern Wissenschaften der Fall ist, das nächste Publikum solcher Leistung aus lauter Mitbewerbern (Leuten vom Fach) besteht und folglich das größere Publikum sein Stimmrecht nur mittelbar, durch diese, ausübt, nicht selbst untersucht. Wird nun aber dennoch jenes silentium livoris endlich einmal vom Lobe unterbrochen, so wird auch dieses nur selten ohne alle Nebenabsichten der hier die Gerechtigkeit Handhabenden geschehn:

Denn es ist kein Anerkennen,
Weder vieler noch des einen,

Wenn es nicht am Tage fördert,
Wo man selbst was möchte scheinen.

Westöstlicher Diwan.

Jeder nämlich muß den Ruhm, welchen er einem andern seines, oder eines verwandten Faches erteilt, im Grunde sich selber entziehn: er kann nur auf Kosten seiner eigenen Geltung rühmen. Demzufolge sind schon an und für sich die Menschen zum Loben und Rühmen gar nicht geneigt und aufgelegt, wohl aber zum Tadeln und Lästern, als durch welches sie indirekt sich selbst loben. Soll es nun dennoch zu jenem erstern kommen; so müssen andere Rücksichten und Motive obwalten. Da nun hier nicht der Schandweg der Kameraderie gemeint sein kann; so ist die alsdann wirksame Rücksicht diese, daß, was dem Verdienste eigener Leistungen am nächsten steht, die richtige Würdigung und Anerkennung der fremden ist; gemäß der von Hesiodus und Macchiavelli aufgestellten dreifachen Rangordnung der Köpfe. (Siehe „Vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde", § 21.[1]) Wer nun, seinen Anspruch auf die erste Klasse durchzusetzen, die Hoffnung aufgibt, wird gern die Gelegenheit ergreifen, eine Stelle in der zweiten einzunehmen. Fast allein hierauf beruht die Sicherheit, mit der jedes Verdienst seiner endlichen Anerkennung entgegensehn kann. Hieraus entspringt es auch, daß, nachdem der hohe Wert eines Werkes einmal anerkannt und nicht mehr zu verheh-

[1] Macchiavelli hat recht, wenn er — wie schon vor ihm Hesiodus (ἔργα, 293) — sagt: „Es gibt dreierlei Köpfe: erstlich solche, welche aus eigenen Mitteln Einsicht und Verstand von den Sachen erlangen; dann solche, die das Rechte erkennen, wenn andre es ihnen darlegen; endlich solche, welche weder zum einen noch zum andern fähig sind (il principe, c. 22)."

len noch abzuleugnen ist, alsdann alle sich um die Wette beeifern, es zu loben und zu ehren; weil sie nämlich, im Bewußtsein des Xenophanischen „Man muß weise sein, um einen Weisen anerkennen zu können", dadurch sich selbst zu Ehren bringen; weshalb sie eilen, für sich zu ergreifen, was dem ihnen nun einmal unerreichbaren Preis des ursprünglichen Verdienstes zunächst liegt: die richtige Schätzung desselben. Daher geht es alsdann, wie bei einem zum Weichen gebrachten Heere, als wo, wie vorhin beim Kämpfen, jetzt beim Laufen jeder der Vorderste sein will. Nunmehr nämlich eilt jeder, seinen Beifall dem anerkannt Preiswürdigen darzubringen, ebenfalls vermöge einer meistens ihm selbst verborgenen Anerkennung des oben, § 7, erörterten Gesetzes der Homogeneität, damit es nämlich scheine, als sei seine Art zu denken und zu schauen der des Gerühmten gleichartig, und um wenigstens die Ehre seines Geschmacks zu retten, da ihm nichts weiter übrig gelassen ist.

Von hier aus ist leicht abzusehn, daß der Ruhm zwar sehr schwer zu erlangen, einmal erlangt aber leicht zu bewahren ist; imgleichen, daß ein Ruhm, der schnell erfolgt, auch früh erlischt und es auch hier heißt: „Was rasch kommt, vergeht rasch"; indem begreiflicherweise Leistungen, deren Wert der gewöhnliche Menschenschlag so leicht erkennen und die Mitbewerber so willig gelten lassen konnten, auch nicht sehr hoch über dem Hervorbringungsvermögen beider stehn werden. Denn „man lobt so weit, als mans hofft nachmachen zu können". Zudem ist, schon wegen des öfter erwähnten Gesetzes der Homogeneität, ein schnell eintretender Ruhm ein verdächtiges Zeichen: er ist nämlich der direkte Beifall der Menge. Was aber dieser auf sich habe, wußte Phokion, als

er, bei dem über seine Rede laut gewordenen Volksbeifall, seine nahe stehenden Freunde fragte: „Habe ich etwan unversehens etwas Schlechtes gesagt?“ (Plutarch, Apophthegmata.) Aus umgekehrten Gründen wird ein Ruhm, der von langem Bestande sein soll, sehr spät reifen, und die Jahrhunderte seiner Dauer müssen meistens mit dem Beifall der Zeitgenossen erkauft werden. Denn was so anhaltend in Geltung bleiben soll, muß eine schwer zu erlangende Trefflichkeit haben, welche auch nur zu erkennen schon Köpfe erfordert, die nicht jederzeit dasind, am wenigsten in hinreichender Anzahl, um sich vernehmbar machen zu können, während der stets wache Neid alles tun wird, ihre Stimme zu ersticken. Mäßige Verdienste hingegen, die bald anerkannt werden, laufen dafür Gefahr, daß ihr Besitzer sie und sich überlebt, so daß für den Ruhm in der Jugend ihm Obskurität im Alter zuteil wird; während, bei großen Verdiensten, man umgekehrt lange obskur bleiben, dafür aber im Alter glänzenden Ruhm erlangen wird. Sollte dieser jedoch sich sogar erst nach dem Tode einstellen; nun, so ist man denen beizuzählen, von welchen Jean Paul sagt, daß die letzte Ölung ihre Taufe sei, und hat sich mit den Heiligen zu trösten, die ja auch erst nach ihrem Tode kanonisiert werden. – So bewährt sich demnach, was Mahlmann im „Herodes“ sehr gut gesagt hat:

Ich denke, das wahre Große in der Welt
Ist immer nur das, was nicht gleich gefällt.
Und wen der Pöbel zum Gotte weiht,
Der steht auf dem Altar nur kurze Zeit.

Beachtenswert ist es, daß diese Regel eine ganz unmittelbare Bestätigung an Gemälden hat, indem, wie die Kenner

wissen, die größten Meisterwerke nicht sogleich die Augen auf sich ziehn, noch das erstemal bedeutenden Eindruck machen, sondern erst bei wiederholtem Besuch, dann aber immer mehr.

Übrigens hängt die Möglichkeit einer zeitigen und richtigen Würdigung gegebener Leistungen zunächst von der Art und Gattung derselben ab, je nachdem nämlich diese hoch oder niedrig, mithin schwer oder leicht zu verstehn und zu beurteilen ist, und je nachdem sie ein größeres oder kleineres Publikum hat. Diese letztere Bedingung hängt zwar größtenteils von der ersteren, zum Teil jedoch auch davon ab, ob die gegebenen Werke der Vervielfältigung fähig sind, wie Bücher und musikalische Kompositionen. Durch die Komplikation dieser beiden Bedingungen also werden die keinem Nutzen frönenden Leistungen, als von welchen allein hier die Rede ist, in Hinsicht auf die Möglichkeit baldiger Anerkennung und Schätzung ihres Wertes, etwan folgende Reihe bilden, in welcher, was am schnellsten seine richtige Würdigung zu hoffen hat, voransteht: Seiltänzer, Kunstreiter, Ballettänzer, Taschenspieler, Schauspieler, Sänger, Virtuosen, Komponisten, Dichter (beide wegen der Vervielfältigung ihrer Werke), Architekten, Maler, Bildhauer, Philosophen: diese letzteren nehmen ohne Vergleich die letzte Stelle ein; weil ihre Werke nicht Unterhaltung, sondern bloß Belehrung verheißen, dabei Kenntnisse voraussetzen und viel eigene Anstrengung des Lesers verlangen; wodurch ihr Publikum äußerst klein wird und ihr Ruhm viel mehr Ausdehnung in der Länge als in der Breite erhält. Überhaupt verhält der Ruhm sich in Hinsicht auf die Möglichkeit seiner Dauer ungefähr umgekehrt wie hinsichtlich der

seines baldigen Eintritts, so daß danach obige Reihe in umgekehrter Ordnung gälte; nur daß alsdann Dichter und Komponisten, wegen der Möglichkeit ewiger Erhaltung aller schriftlichen Werke, dem Philosophen zunächst zu stehn kommen, dem jedoch nunmehr der erste Platz gebührt, wegen der viel größern Seltenheit der Leistungen in diesem Fache, der hohen Wichtigkeit derselben und der Möglichkeit ihrer fast vollkommenen Übersetzung in alle Sprachen. Sogar überlebt bisweilen der Ruhm der Philosophen ihre Werke selbst; wie dies dem Thales, Empedokles, Herakleitos, Demokritos, Parmenides, Epikuros u. a. m. begegnet ist.

Nun aber andrerseits, bei Werken, welche dem Nutzen, oder gar unmittelbar dem sinnlichen Genusse dienen, findet die richtige Würdigung keine Schwierigkeit, und ein ausgezeichneter Pastetenbäcker wird in keiner Stadt lange obskur bleiben, geschweige nötig haben, an die Nachwelt zu appellieren. –

Dem schnell eintretenden Ruhm ist auch der falsche beizuzählen, nämlich der künstliche, durch ungerechtes Lob, gute Freunde, bestochene Kritiker, Winke von oben und Verabredungen von unten, bei richtig vorausgesetzter Urteilslosigkeit der Menge, auf die Beine gebrachte Ruhm eines Werkes. Er gleicht den Ochsenblasen, durch die man einen schweren Körper zum Schwimmen bringt. Sie tragen ihn, längere oder kürzere Zeit, je nachdem sie wohl aufgebläht und fest zugeschnürt sind: aber die Luft transsudiert allmählich doch, und er sinkt. Dies ist das unvermeidliche Los der Werke, welche die Quelle ihres Ruhmes nicht in sich haben: das falsche Lob verhallt, die Verabredungen sterben aus, der Kenner findet den Ruhm nicht bestätigt,

dieser erlischt, und eine desto größere Geringschätzung tritt an seine Stelle. Hingegen die echten Werke, welche die Quelle ihres Ruhmes in sich haben und daher zu jeder Zeit die Bewunderung von neuem zu entzünden vermögen, gleichen den spezifisch leichteren Körpern, die aus eigenen Mitteln sich stets oben erhalten, und so gehn sie den Strom der Zeit hinab.

Die ganze Literaturgeschichte, alter und neuer Zeit, hat kein Beispiel von falschem Ruhme aufzuweisen, welches dem der Hegelschen Philosophie an die Seite zu stellen wäre. Nie und nirgends ist das ganz Schlechte, das handgreiflich Falsche, Absurde, ja, offenbar Unsinnige und dazu noch, dem Vortrage nach, im höchsten Grade Widerwärtige und Ekelhafte mit solcher empörenden Frechheit, solcher eisernen Stirn, als die höchste Weisheit und das Herrlichste, was je die Welt gesehn, gepriesen worden, wie jene durchaus wertlose Afterphilosophie. Daß die Sonne dazu von oben schien, brauche ich nicht zu sagen. Aber, wohl zu merken, es ist mit dem vollständigsten Erfolg, beim deutschen Publiko, geschehn: darin besteht die Schande. Über ein Vierteljahrhundert lang hat jener frech zusammengelogene Ruhm für echt gegolten, und hat die bestia trionfante in der deutschen Gelehrtenrepublik floriert und regiert, so sehr, daß selbst die wenigen Gegner dieser Narrheit es doch nicht wagten, von dem miserablen Urheber derselben anders als von einem seltenen Genie und großen Geiste und mit den tiefsten Reverenzen zu reden. Aber was hieraus folgt, wird man zu schließen nicht unterlassen; daher denn allezeit, in der Literargeschichte, diese Periode als ein bleibender Schandfleck der Nation und des Zeitalters figurieren und der Spott

der Jahrhunderte sein wird; mit Recht! Allerdings steht es Zeitaltern, wie Individuen, frei, das Schlechte zu preisen und das Gute zu verachten: aber die Nemesis erreicht die einen wie die andern, und die Schandglocke bleibt nicht aus. Zu jener Zeit, da der Chor feiler Gesellen planmäßig den Ruhm jenes kopfverderbenden Philosophasters und seiner heillosen Unsinnsschmiererei verbreitete, da hätte man, wenn man in Deutschland einigermaßen fein wäre, schon der ganzen Art und Weise jenes Lobes sogleich ansehn müssen, daß dasselbe allein von der Absicht, und durchaus nicht von der Einsicht ausging. Denn es ergoß sich ungemessen und in überreicher Fülle, nach allen vier Weltgegenden hin, sprudelte überall aus weitem Munde, ohne Rückhalt, ohne Bedingung, ohne Abzug, ohne Maß, bis ihnen die Worte ausgingen. Und mit ihrem eigenen vielstimmigen Päan noch nicht zufrieden, späheten jene in Reihe und Glied stehenden Claqueurs noch immer ängstlich nach jedem Körnchen fremden, unbestochenen Lobes, um es aufzulesen und hoch emporzuhalten: wo nämlich irgendein berühmter Mann ein Beifallswörtchen sich hatte abnötigen, abkomplimentieren, abliſten lassen, oder es ihm zufällig entfallen war, oder wo sogar ein Gegner mit einem solchen seinen Tadel, furchtsam oder mitleidig, versüßt hatte, – da sprangen sie alle zu, es aufzulesen, um es triumphierend herumzuzeigen. So treibt es nur die Absicht, und so loben auf Lohn hoffende Söldner, bezahlte Claqueurs und verschworene literarische Rottierer. Hingegen das aufrichtige Lob, welches bloß von der Einsicht ausgeht, trägt einen ganz anderen Charakter. Ihm geht vorher, was Feuchtersleben schön ausgedrückt hat:

Wie doch die Menſchen ſich winden und wehren –
Um nur das Gute nicht zu verehren!

Es kommt nämlich ſehr langſam und ſpät, vereinzelt und karg gemeſſen, wird quentchenweiſe zugewogen und ſtets noch mit Reſtriktionen verſetzt, ſo daß der Empfänger wohl ſagen kann:

Die Lippen zwar netzte es ihm,
Doch den Gaumen konnt es nicht netzen.

Ilias XXII, 495.

und dennoch trennt ſich von ihm der Erteiler desſelben nur mit Widerſtreben. Denn es iſt ein, der ſtumpfen, ſpröden, zähen und dabei neidiſchen Mittelmäßigkeit, durch die nicht länger zu verhehlende Größe echter Verdienſte endlich abgedrungener und wider Willen abgezwungener Lohn: es iſt der Lorbeer, welcher, wie Klopſtock ſingt, des Schweißes der Edlen wert war: es iſt, wie Goethe ſagt, die Frucht

Von jenem Mut, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt.

Demgemäß verhält es ſich zu jenem frechen Lobgehudel der Abſichtsvollen, wie die ſchwer gewonnene, edele und aufrichtige Geliebte zur bezahlten Gaſſenhure, deren dick aufgetragenes Bleiweiß und Zinnober man am Hegelſchen Ruhme ſogleich erkannt haben müßte, wenn man, wie geſagt, in Deutſchland nur irgend *fein* wäre. Dann wäre nicht, zur nationalen Schande, auf ſo ſchreiende Art realiſiert worden, was ſchon Schiller geſungen hatte:

Ich ſah des Ruhmes heilge Kränze
Auf der *gemeinen* Stirn entweiht.

Die hier zum Beiſpiele falſchen Ruhmes gewählte Hegelſche Gloria iſt allerdings ein Faktum ohnegleichen, – ſelbſt

in Deutschland ohnegleichen; daher ich die öffentlichen Bibliotheken auffordere, alle Dokumente derselben, sowohl die Opera omnia des Philosophasters selbst, als auch die seiner Anbeter, sorgfältig mumisiert aufzubewahren, zur Belehrung, Warnung und Belustigung der Nachwelt, und als ein Denkmal dieses Zeitalters und dieses Landes.

Jedoch auch wenn man seinen Blick weiter ausdehnt und das Lob der Zeitgenossen aller Zeiten überhaupt ins Auge faßt, wird man finden, daß dasselbe eigentlich immer eine Hure ist, prostituiert und besudelt durch tausend Unwürdige, denen es zuteil geworden. Wer könnte einer solchen Metze noch begehren? wer möchte auf ihre Gunst stolz sein? wer wird sie nicht verschmähen? – Hingegen ist der Ruhm bei der Nachwelt eine stolze, spröde Schöne, die sich nur dem Würdigen, dem Sieger, dem seltenen Helden hingibt. – So ists. Und ist nebenbei daraus zu schließen, wie es um dieses bipedische Geschlecht bestellt sein muß; da Menschenalter, ja, Jahrhunderte erfordert sind, ehe aus seinen Hunderten von Millionen eine Handvoll Köpfe zusammenkommt, die Gutes von Schlechtem, Echtes von Unechtem, Gold von Kupfer zu unterscheiden fähig sind und die man demnach den Richterstuhl der Nachwelt nennt; welchem zudem noch der Umstand günstig ist, daß alsdann der unversöhnliche Neid der Unfähigkeit und die absichtsvolle Schmeichelei der Niederträchtigkeit verstummt sind, wodurch die Einsicht zum Worte gelangt.

Und sehn wir denn nicht, der besagten elenden Beschaffenheit des Menschengeschlechts entsprechend, zu allen Zeiten, die großen Genien, sei es in der Poesie, oder der Philosophie, oder den Künsten, dastehn, wie vereinzelte Helden,

welche allein gegen den Andrang eines Heereshaufens den verzweifelten Kampf aufrechterhalten? Denn die Stumpfheit, Roheit, Verkehrtheit, Albernheit und Brutalität der großen, großen Mehrheit des Geschlechts steht, in jeder Art und Kunst, ihrem Wirken ewig entgegen und bildet dadurch jenen feindlichen Heereshaufen, dem sie zuletzt doch unterliegen. Was auch solche einzelne Helden leisten mögen; es wird schwer erkannt, spät und nur auf Auktorität geschätzt und leicht, wenigstens auf eine Weile, wieder verdrängt. Denn immer von neuem wird gegen dasselbe das Falsche, das Platte, das Abgeschmackte zu Markte gebracht, und alles dieses sagt jener großen Mehrheit besser zu, behauptet also meistenteils den Kampfplatz. Mag auch vor derselben der Kritiker stehn und schreien, wie Hamlet, wann er seiner nichtswürdigen Mutter die zwei Bildnisse vorhält: „Habt ihr Augen? habt ihr Augen?" – ach, sie haben keine! Wenn ich die Menschen beim Genusse der Werke großer Meister beobachte und die Art ihres Beifalls sehe; so fallen mir dabei oft die zur sogenannten Komödie abgerichteten Affen ein, die sich wohl ziemlich menschlich gebärden, dazwischen aber immer verraten, daß das eigentliche innere Prinzip jener Gebärden ihnen dennoch abgeht, indem sie die unvernünftige Natur durchblicken lassen.

Dem allen zufolge ist die oft gebrauchte Redensart, daß einer „über seinem Jahrhundert stehe", dahin auszulegen, daß er über dem Menschengeschlechte überhaupt steht, weshalb eben er nur von solchen unmittelbar erkannt wird, welche schon selbst sich bedeutend über das Maß der gewöhnlichen Fähigkeiten erheben: diese aber sind zu selten, als daß deren zu jeder Zeit eine Anzahl vorhanden sein könnte.

Ist also jener in diesem Stücke nicht besonders vom Schicksale begünstigt; so wird er „von seinem Jahrhundert verkannt", d. h. so lange ohne Geltung bleiben, bis die Zeit allmählich die Stimmen der seltenen, ein Werk hoher Gattung zu beurteilen fähigen Köpfe zusammengebracht hat. Danach heißt es dann bei der Nachwelt: „Der Mann stand über seinem Jahrhundert", statt „über der Menschheit": diese nämlich wird gern ihre Schuld einem einzigen Jahrhundert aufbürden. Hieraus folgt, daß, wer über seinem Jahrhunderte gestanden hat, wohl auch über jedem andern gestanden haben würde; es sei denn, daß in irgendeinem, durch einen seltenen Glücksfall, einige fähige und gerechte Beurteiler, in der Gattung seiner Leistungen, zugleich mit ihm geboren worden wären; wie, einem schönen indischen Mythos zufolge, wann Wischnu sich als Held inkarniert, dann zu gleicher Zeit Brahma als Sänger seiner Taten auf die Welt kommt; daher eben Valmiki, Vyasa und Kalidasa Inkarnationen des Brahma sind. – In diesem Sinne nun kann man sagen, daß jedes unsterbliche Werk sein Zeitalter auf die Probe stellt, ob nämlich es imstande sein werde, dasselbe zu erkennen: meistens besteht es die Probe nicht besser als die Nachbarn des Philemon und Baucis, welche den unerkannten Göttern die Türe wiesen. Demnach geben den richtigen Maßstab für den intellektuellen Wert eines Zeitalters nicht die großen Geister, die in demselben auftraten; da ihre Fähigkeiten das Werk der Natur sind und die Möglichkeit der Ausbildung derselben zufälligen Umständen anheim gestellt war: sondern ihn gibt die Aufnahme, welche ihre Werke bei ihren Zeitgenossen gefunden haben: ob nämlich ihnen ein baldiger und lebhafter Beifall ward, oder

ein später und zäher, oder ob er ganz der Nachwelt überlassen blieb. Dies wird besonders dann der Fall sein, wenn es Werke hoher Gattung sind. Denn der oben erwähnte Glücksfall wird um so gewisser ausbleiben, je wenigeren überhaupt zugänglich die Gattung ist, in der ein großer Geist arbeitet. Hier liegt der unermeßliche Vorteil, in welchem, hinsichtlich ihres Ruhmes, die Dichter stehn, indem sie beinahe allen zugänglich sind. Hätte Walter Scott nur von etwan hundert Personen gelesen und beurteilt werden können; so wäre vielleicht irgendein gemeiner Skribler ihm vorgezogen worden, und wann nachher die Sache sich aufgeklärt hätte, würde auch ihm die Ehre zuteil geworden sein, „über seinem Jahrhundert gestanden zu haben". – Wenn nun aber gar noch zur Unfähigkeit jener hundert Köpfe, die im Namen eines Zeitalters ein Werk zu beurteilen haben, bei ihnen sich Neid, Unredlichkeit und Zielen nach persönlichen Zwecken gesellt; – dann hat ein solches Werk das traurige Schicksal dessen, der vor einem Tribunal plädiert, dessen sämtliche Beisitzer bestochen sind.

Dementsprechend zeigt die Literargeschichte durchgängig, daß die, welche die Einsichten und Erkenntnisse selbst sich zu ihrem Zwecke machten, verkannt und verlassen sitzen geblieben sind; während die, welche mit dem bloßen Scheine derselben paradierten, die Bewunderung ihrer Zeitgenossen, nebst den Emolumenten, gehabt haben.

Denn zunächst ist die Wirksamkeit eines Schriftstellers dadurch bedingt, daß er den Ruf erlange, man müsse ihn lesen. Diesen Ruf nun aber werden, durch Künste, Zufall und Wahlverwandtschaft, hundert Unwürdige schnell erlangen, während ein Würdiger langsam und spät dazu kommt.

Jene nämlich haben Freunde; weil das Pack stets in Menge vorhanden ist und eng zusammenhält: er aber hat nur Feinde; weil geistige Überlegenheit, überall und in allen Verhältnissen, das Verhaßteste auf der Welt ist: und nun gar bei den Stümpern im selben Fache, die selbst für etwas gelten möchten. – Sollten die Philosophieprofessoren etwan meinen, daß hier auf sie und auf ihre mehr als dreißig Jahre lang eingehaltene Taktik gegen meine Werke angespielt werde; so haben sie es getroffen.

Weil nun dies alles sich so verhält, so ist, um etwas Großes zu leisten, etwas, das seine Generation und sein Jahrhundert überlebt, hervorzubringen, eine Hauptbedingung, daß man seine Zeitgenossen, nebst ihren Meinungen, Ansichten und daraus entspringendem Tadel und Lobe, für gar nichts achte. Diese Bedingung findet jedoch sich immer von selbst ein, sobald die übrigen beisammen sind: und das ist ein Glück. Denn wollte einer, beim Hervorbringen solcher Werke, die allgemeine Meinung, oder das Urteil der Fachgenossen berücksichtigen; so würden sie, bei jedem Schritte, ihn vom rechten Wege abführen. Daher muß, wer auf die Nachwelt kommen will, sich dem Einflusse seiner Zeit entziehn, dafür aber freilich auch meistens dem Einfluß auf seine Zeit entsagen und bereit sein, den Ruhm der Jahrhunderte mit dem Beifall der Zeitgenossen zu erkaufen.

Wann nämlich irgendeine neue und daher paradoxe Grundwahrheit in die Welt kommt; so wird man allgemein sich ihr hartnäckig und möglichst lange widersetzen, ja, sie noch dann leugnen, wann man schon wankt und fast überführt ist. Inzwischen wirkt sie im stillen fort und frißt, wie eine Säure, um sich, bis alles unterminiert ist: dann wird

hin und wieder ein Krachen vernehmbar, der alte Irrtum stürzt ein, und nun steht plötzlich, wie ein aufgedecktes Monument, das neue Gedankengebäude da, allgemein anerkannt und bewundert. Freilich pflegt das alles sehr langsam zu gehn. Denn auf wen zu hören sei, merken die Leute in der Regel erst, wann er nicht mehr da ist, so daß das hear, hear! erschallt, nachdem der Redner abgetreten.

Ein besseres Schicksal hingegen erwartet die Werke gewöhnlichen Schlages. Sie entstehn im Fortgang und Zusammenhang der Gesamtbildung ihres Zeitalters, sind daher mit dem Geiste der Zeit, d. h. den gerade herrschenden Ansichten, genau verbunden und auf das Bedürfnis des Augenblicks berechnet. Wenn sie daher nur irgend einiges Verdienst haben; so wird dasselbe sehr bald anerkannt, und sie werden, als eingreifend in die Bildungsepoche ihrer Zeitgenossen, bald Anteil finden: ihnen wird Gerechtigkeit widerfahren, ja, oft mehr als solche, und dem Neide geben sie doch nur wenig Stoff; da, wie gesagt, „man so weit lobt, als mans hofft nachmachen zu können". Aber jene außerordentlichen Werke, welche bestimmt sind, der ganzen Menschheit anzugehören und Jahrhunderte zu leben, sind, bei ihrem Entstehn, zu weit im Vorsprung, eben deshalb aber der Bildungsepoche und dem Geiste ihrer eigenen Zeit fremd. Sie gehören diesen nicht an, sie greifen in ihren Zusammenhang nicht ein, gewinnen also den darin Begriffenen kein Interesse ab. Sie gehören eben einer andern, einer höhern Bildungsstufe und einer noch fern liegenden Zeit an. Ihre Laufbahn verhält sich zu der jener andern, wie die des Uranus zu der des Merkur. Ihnen widerfährt daher, vorderhand, keine Gerechtigkeit: man weiß nicht, was man damit soll,

läßt sie also liegen, um seinen kleinen Schneckengang fortzusetzen. Sieht doch auch das Gewürm nicht den Vogel in der Luft.

Die Zahl der Bücher, welche in einer Sprache geschrieben werden, mag sich zur Zahl derjenigen, welche ein Teil ihrer eigentlichen und bleibenden Literatur werden, verhalten ungefähr wie hunderttausend zu eins. – Und welche Schicksale haben diese letzteren meistens zu überstehn, ehe sie, jene hunderttausend vorbeisegelnd, auf dem ihnen gebührenden Ehrenplatz anlangen! Sie sind sämtlich die Werke ungewöhnlicher und entschieden überlegener Köpfe, und eben deshalb von den andern spezifisch verschieden; was denn auch früher oder später zutage kommt.

Man denke nicht, daß es mit diesem Gange der Dinge sich jemals bessern werde. Die elende Beschaffenheit des Menschengeschlechts nimmt zwar in jeder Generation eine etwas veränderte Gestalt an, ist aber zu allen Zeiten dieselbe. Die ausgezeichneten Geister dringen selten bei Lebzeiten durch; weil sie im Grunde doch bloß von den ihnen schon verwandten ganz und recht eigentlich verstanden werden.

Da nun den Weg zur Unsterblichkeit, aus so vielen Millionen, selten auch nur einer geht; so muß er notwendig sehr einsam sein, und wird die Reise zur Nachwelt durch eine entsetzlich öde Gegend zurückgelegt, die der Libyschen Wüste gleicht, von deren Eindruck bekanntlich keiner einen Begriff hat, als wer sie gesehn. Inzwischen empfehle ich zu dieser Reise vor allem leichte Bagage; weil man sonst zu vieles unterwegs abwerfen muß. Man sei daher stets des Ausspruchs Balthazar Gracians eingedenk: „Das Gute,

wenn kurz, ist doppelt gut", welches überhaupt den Deutschen ganz besonders zu empfehlen ist. –

Zu der kurzen Spanne Zeit, in der sie leben, verhalten sich die großen Geister wie große Gebäude zu einem engen Platze, auf dem sie stehn. Man sieht nämlich diese nicht in ihrer Größe, weil man zu nahe davor steht; und aus der analogen Ursache wird man jene nicht gewahr; aber wann ein Jahrhundert dazwischen liegt, werden sie erkannt und zurückgewünscht.

Ja, selbst der eigene Lebenslauf des vergänglichen Sohnes der Zeit, der ein unvergängliches Werk hervorgebracht hat, zeigt zu diesem ein großes Mißverhältnis, – analog dem der sterblichen Mutter, wie Semele, oder Maja, die einen unsterblichen Gott geboren hat, oder dem entgegengesetzten der Thetis zum Achill. Denn Vergängliches und Unvergängliches stehn in zu großem Widerspruch. Seine kurze Spanne Zeit, sein bedürftiges, bedrängtes, unstetes Leben wird selten erlauben, daß er auch nur den Anfang der glänzenden Bahn seines unsterblichen Kindes sehe, oder irgend für das gelte, was er ist. Sondern ein Mann von Nachruhm bleibt das Widerspiel eines Edelmannes, als welcher Mann ein Mann von Vorruhm ist.

Inzwischen läuft, für den Berühmten, der Unterschied zwischen dem Ruhme bei der Mitwelt und dem bei der Nachwelt am Ende bloß darauf hinaus, daß beim ersteren seine Verehrer von ihm durch den Raum, beim andern durch die Zeit getrennt sind. Denn unter den Augen hat er sie, auch beim Ruhm der Mitwelt, in der Regel nicht. Die Verehrung verträgt nämlich nicht die Nähe; sondern hält sich fast immer in der Ferne auf, weil sie, bei persönlicher Gegenwart

des Verehrten, wie Butter an der Sonne schmilzt. Demnach werden selbst den schon bei der Mitwelt Berühmten neun Zehntel der in seiner Nähe Lebenden bloß nach Maßgabe seines Standes und Vermögens ästimieren, und allenfalls wird beim übrigen Zehntel, infolge einer aus der Ferne gekommenen Kunde, ein dumpfes Bewußtsein seiner Vorzüge stattfinden. Über diese Inkompatibilität der Verehrung mit der persönlichen Anwesenheit und des Ruhmes mit dem Leben haben wir einen gar schönen lateinischen Brief des Petrarka: in der mir vorliegenden Venezianischen Ausgabe, von 1492, seiner Epistolae familiares ist es der zweite und an den Thomas Messanensis gerichtet. Er sagt, unter anderm, daß sämtliche Gelehrte seiner Zeit die Maxime hätten, alle Schriften geringzuschätzen, deren Verfasser ihnen auch nur ein einziges Mal zu Gesichte gekommen wäre. – Sind demnach die Hochberühmten, hinsichtlich der Anerkennung und Verehrung, immer auf die Ferne gewiesen, so kann es ja so gut die zeitliche, wie die räumliche sein. Freilich erhalten sie bisweilen aus dieser, aber nie aus jener, Kunde davon: dafür jedoch ist das echte, große Verdienst imstande, seinen Ruhm bei der Nachwelt mit Sicherheit zu antizipieren. Ja, wer einen wirklich großen Gedanken erzeugt, wird, schon im Augenblicke der Konzeption desselben, seines Zusammenhanges mit den kommenden Geschlechtern inne; so daß er dabei die Ausdehnung seines Daseins durch Jahrhunderte fühlt und auf diese Weise, wie für die Nachkommen, so auch mit ihnen lebt. Wenn nun andrerseits wir, von der Bewunderung eines großen Geistes, dessen Werke uns eben beschäftigt haben, ergriffen, ihn zu uns heranwünschen, ihn sehn, sprechen, und unter uns besitzen

möchten; so bleibt auch diese Sehnsucht nicht unerwidert: denn auch er hat sich gesehnt nach einer anerkennenden Nachwelt, welche ihm die Ehre, Dank und Liebe zollen würde, die eine neiderfüllte Mitwelt ihm verweigerte.

9

Wenn nun also die Geisteswerke der höchsten Art meistens erst vor dem Richterstuhle der Nachwelt Anerkennung finden; so ist ein umgekehrtes Schicksal gewissen glänzenden Irrtümern bereitet, welche, von talentvollen Leuten ausgehend, so scheinbar begründet auftreten und mit so viel Verstand und Kenntnis verteidigt werden, daß sie, bei ihren Zeitgenossen, Ruhm und Ansehn erlangen und, wenigstens solange ihre Urheber leben, sich auch darin erhalten. Dieser Art sind manche falsche Theorien, falsche Kritizismen, auch Gedichte und Kunstwerke in einem vom Vorurteile der Zeit geleiteten, falschen Geschmack, oder Manier. Das Ansehn und die Geltung aller solcher Dinge beruht darauf, daß die noch nicht dasind, welche sie zu widerlegen, oder sonst das Falsche derselben nachzuweisen verstehn. Meistens jedoch bringt diese schon die nächste Generation heran; und dann hat die Herrlichkeit ein Ende. Nur in einzelnen Fällen dauert es lange damit, wie z. B. mit Newtons Farbenlehre der Fall gewesen, ja, noch ist: andere Beispiele dieser Art sind das Ptolemäische Weltsystem, Stahls Chemie, F. A. Wolfs Abstreiten der Persönlichkeit und Identität Homers, vielleicht auch Niebuhrs destruktive Kritik der römischen Königsgeschichte usw. So ist denn der Richterstuhl der Nachwelt, wie im günstigen so auch im ungünstigen Fall, der gerechte Kassationshof der Urteile der Mitwelt. Darum

ist es so schwer und so selten, der Mitwelt und der Nachwelt gleichmäßig Genüge zu leisten.

Diese unausbleibliche Wirkung der Zeit auf die Berichtigung der Erkenntnis und des Urteils sollte man überhaupt im Auge behalten, um sich damit zu beruhigen, so oft, sei es in Kunst und Wissenschaft, oder im praktischen Leben, starke Irrtümer auftreten und um sich greifen, oder ein falsches, ja grundverkehrtes Beginnen und Treiben sich geltend macht und die Menschen ihren Beifall dazu geben. Da soll man nämlich sich nicht ereifern, noch weniger verzagen, sondern denken, daß sie schon davon zurückkommen werden und nur der Zeit und Erfahrung bedürfen, um selbst, aus eigenen Mitteln, das zu erkennen, was der schärfer Sehende auf den ersten Blick sah. – Wenn die Wahrheit aus dem Tatbestande der Dinge spricht, braucht man nicht ihr mit Worten gleich zu Hilfe zu kommen: die Zeit wird ihr zu tausend Zungen verhelfen. – Die Länge dieser Zeit wird freilich der Schwierigkeit des Gegenstandes und der Scheinbarkeit des Falschen angemessen sein; aber auch sie wird ablaufen, und in vielen Fällen würde es fruchtlos sein, ihr vorgreifen zu wollen. Im schlimmsten Falle wird es zuletzt im Theoretischen gehn wie im Praktischen, wo Täuschung und Betrug, durch den günstigen Erfolg dreist gemacht, immer weiter und weiter getrieben werden, bis die Entdeckung fast unvermeidlich eintritt. So nämlich wächst auch im Theoretischen, mittelst der blinden Zuversicht der Dummköpfe, das Absurde immer höher, bis es endlich so groß geworden, daß auch das blödeste Auge es erkennt. Daher soll man zu dergleichen sagen: je toller, je besser! Auch kann man sich stärken durch den Rückblick auf alle die Flausen

und Marotten, die schon ihre Zeit gehabt haben und dann gänzlich beseitigt wurden. Im Stil, in der Grammatik und Orthographie gibt es solche, denen nur eine Lebenszeit von drei bis vier Jahren beschieden ist. Bei den großartigeren wird man freilich die Kürze des menschlichen Lebens zu beklagen haben, allemal aber wohl tun, hinter seiner Zeit zurückzubleiben, wann man sieht, daß sie selbst im Zurückschreiten begriffen ist. Denn es gibt zweierlei Art, nicht au niveau de son temps zu stehn: darunter oder darüber.

Über Gelehrsamkeit und Gelehrte

1

Wenn man die vielen und mannigfaltigen Anstalten zum Lehren und Lernen und das so große Gedränge von Schülern und Meistern sieht, könnte man glauben, daß es dem Menschengeschlechte gar sehr um Einsicht und Wahrheit zu tun sei. Aber auch hier trügt der Schein. Jene lehren, um Geld zu verdienen, und streben nicht nach Weisheit, sondern nach dem Schein und Kredit derselben: und diese lernen nicht, um Kenntnis und Einsicht zu erlangen; sondern um schwätzen zu können und sich ein Ansehn zu geben. Alle dreißig Jahre nämlich tritt so ein neues Geschlecht auf, ein Kuck-in-die-Welt, der von nichts weiß und nun die Resultate des durch die Jahrtausende angesammelten menschlichen Wissens, summarisch, in aller Geschwindigkeit in sich fressen und dann klüger als alle Vergangenheit sein will. Zu diesem Zweck bezieht er Universitäten und greift nach den Büchern, und zwar nach den neuesten, als seinen Zeit- und Altersgenossen. Nur alles kurz und neu! wie er selbst neu ist. Dann urteilt er darauflos. – Die eigentlichen Brotstudien habe ich hier nicht einmal in Rechnung gebracht.

2

Studierende und Studierte aller Art und jedes Alters gehn in der Regel nur auf *Kunde* aus; nicht auf *Einsicht*. Sie setzen ihre Ehre darin, von allem Kunde zu haben, von allen Steinen, oder Pflanzen, oder Bataillen, oder Experimenten, und samt und sonders von allen Büchern. Daß die Kunde ein bloßes *Mittel* zur Einsicht sei, an sich aber we-

nig, oder keinen Wert habe, fällt ihnen nicht ein, ist hingegen die Denkungsart, welche den philosophischen Kopf charakterisiert. Bei der imposanten Gelehrsamkeit jener Vielwisser sage ich mir bisweilen: O, wie wenig muß doch einer zu denken gehabt haben, damit er so viel hat lesen können! Sogar wenn vom ältern Plinius berichtet wird, daß er beständig las, oder sich vorlesen ließ, bei Tische, auf Reisen, im Bade, so drängt sich mir die Frage auf, ob denn der Mann so großen Mangel an eigenen Gedanken gehabt habe, daß ihm ohne Unterlaß fremde eingeflößt werden mußten, wie dem an der Auszehrung Leidenden ein consommé, ihn am Leben zu erhalten. Und von seinem Selbstdenken mir hohe Begriffe zu geben, ist weder seine urteilslose Leichtgläubigkeit noch sein unaussprechlich widerwärtiger, schwer verständlicher, papiersparender Kollektaneenstil geeignet.

3

Wie nun das viele Lesen und Lernen dem eigenen Denken Abbruch tut; so entwöhnt das viele Schreiben und Lehren den Menschen von der Deutlichkeit und eo ipso Gründlichkeit des Wissens und Verstehns; weil es ihm nicht die Zeit läßt, diese zu erlangen. Da muß er dann, in seinem Vortrage, die Lücken seines deutlichen Erkennens mit Worten und Phrasen ausfüllen. Dies ist es, was die meisten Bücher so langweilig macht, und nicht die Trockenheit des Gegenstandes. Denn wie behauptet wird, ein guter Koch könne sogar eine alte Schuhsohle genießbar herrichten; so kann ein guter Schriftsteller den trockensten Gegenstand unterhaltend machen.

4

Den bei weitem allermeisten Gelehrten ist ihre Wissenschaft Mittel, nicht Zweck. Darum werden sie nie etwas Großes darin leisten; weil hiezu erfordert ist, daß sie dem, der sie treibt, Zweck sei und alles andere, ja sein Dasein selbst, nur Mittel. Denn alles, was man nicht seiner selbst wegen treibt, treibt man nur halb, und die wahre Vortrefflichkeit kann, bei Werken jeder Art, nur das erlangen, was seiner selbst wegen hervorgebracht wurde und nicht als Mittel zu ferneren Zwecken. Ebenso wird zu neuen und großen Grundeinsichten nur der es bringen, der zum unmittelbaren Zweck seiner Studien Erlangung eigener Erkenntnis hat, unbekümmert um fremde. Die Gelehrten aber, wie sie in der Regel sind, studieren zu dem Zweck, lehren und schreiben zu können. Daher gleicht ihr Kopf einem Magen und Gedärmen, daraus die Speisen unverdaut wieder abgehn. Eben deshalb wird auch ihr Lehren und Schreiben wenig nützen. Denn andere nähren kann man nicht mit unverdauten Abgängen, sondern nur mit der Milch, die aus dem eigenen Blute sich abgesondert hat.

5

Die Perücke ist doch das wohlgewählte Symbol des reinen Gelehrten als solchen. Sie ziert den Kopf mit einem reichlichen Maße fremden Haares, bei Ermangelung des eigenen; wie die Gelehrsamkeit in seiner Ausstattung mit einer großen Menge fremder Gedanken besteht, welche denn freilich ihn nicht so wohl und natürlich kleiden, noch so brauchbar in allen Fällen und allen Zwecken angepaßt sind,

noch so fest wurzeln, noch, wenn verbraucht, sogleich durch andere aus derselben Quelle ersetzt werden, wie die dem selbsteigenen Grund und Boden entsprossenen; weshalb eben Sterne, im Tristram Shandy, so unverschämt ist, zu behaupten: „Eine Unze eigenen Geistes ist so viel wert, wie zweitausend Pfund von andrer Leute ihrem." –

Wirklich verhält auch die vollendetste Gelehrsamkeit sich zum Genie, wie ein Herbarium zur stets sich neu erzeugenden, ewig frischen, ewig jungen, ewig wechselnden Pflanzenwelt, und keinen größeren Kontrast gibt es als den zwischen der Gelehrsamkeit des Kommentators und der kindlichen Naivetät des Alten.

6

Dilettanten, Dilettanten! – so werden die, welche eine Wissenschaft oder Kunst, aus Liebe zu ihr und Freude an ihr, per il loro diletto, treiben, mit Geringschätzung genannt von denen, die sich des Gewinnes halber darauf gelegt haben; weil *sie* nur das Geld delektiert, das damit zu verdienen ist. Diese Geringschätzung beruht auf ihrer niederträchtigen Überzeugung, daß keiner eine Sache ernstlich angreifen werde, wenn ihn nicht Not, Hunger oder sonst welche Gier dazu anspornt. Das Publikum ist desselben Geistes und daher derselben Meinung: hieraus entspringt sein durchgängiger Respekt vor den „Leuten vom Fach" und sein Mißtrauen gegen Dilettanten. In Wahrheit hingegen ist dem Dilettanten die Sache Zweck, dem Manne vom Fach, als solchem, bloß Mittel; nur der aber wird eine Sache mit ganzem Ernste treiben, dem unmittelbar an ihr gelegen ist und der sich aus Liebe zu ihr damit beschäftigt, sie con amore

treibt. Von solchen, und nicht von den Lohndienern, ist stets das Größte ausgegangen.

7

So war denn auch Goethe ein Dilettant in der Farbenlehre. Darüber hier ein Wörtchen!

Dummsein und Schlechtsein ist erlaubt: ineptire est juris gentium. Hingegen von Dummheit und Schlechtigkeit reden ist ein Verbrechen, ein empörender Bruch der guten Sitten und alles Anstandes. – Eine weise Vorkehrung! Jedoch muß ich sie jetzt einmal außer acht lassen, um mit den Deutschen deutsch zu reden. Denn ich habe zu sagen, daß das Schicksal der Goetheschen Farbenlehre ein schreiender Beweis entweder der Unredlichkeit, oder aber der völligen Urteilslosigkeit der deutschen Gelehrtenwelt ist: wahrscheinlich haben beide edele Eigenschaften dabei einander in die Hände gearbeitet. Das große gebildete Publikum sucht Wohlleben und Zeitvertreib, legt daher beiseite, was nicht Roman, Komödie oder Gedicht ist. Um ausnahmsweise einmal zur Belehrung zu lesen, wartet es zuvörderst auf Brief und Siegel von denen, die es besser verstehn, darüber, daß hier wirklich Belehrung zu finden sei. Und die es besser verstehn, meint es, das wären die Leute vom Fach. Es verwechselt nämlich die, welche von einer Sache leben, mit denen, die für die Sache leben; wiewohl dies selten dieselben sind. Schon Diderot hat es, im „Rameaus Neffen", gesagt, daß die, welche eine Wissenschaft lehren, nicht die sind, welche sie verstehn und ernstlich treiben, als welchen keine Zeit zum Lehren derselben bleibt. Jene andern leben bloß von der Wissenschaft: sie ist ihnen „eine tüchtige Kuh, die

sie mit Butter versorgt". – Wenn der größte Geist einer Nation eine Sache zum Hauptstudium seines Lebens gemacht hat, wie Goethe die Farbenlehre, und sie findet keinen Eingang, so ist es Pflicht der Regierungen, welche Akademien bezahlen, diesen aufzutragen, die Sache durch eine Kommission untersuchen zu lassen; wie dies in Frankreich mit viel unbedeutenderen Dingen geschieht. Wozu sonst sind diese Akademien, die sich so breit machen und in denen doch so mancher Dummkopf sitzt und sich bläht, da? Neue Wahrheiten von Belang gehn selten von ihnen aus: daher sollten sie wenigstens wichtige Leistungen zu beurteilen fähig sein und genötigt werden, ex officio zu reden. Vorläufig jedoch hat uns Herr Link, Mitglied der Berliner Akademie, eine Probe seiner akademischen Urteilskraft geliefert, in seinen „Propyläen der Naturkunde" Bd. 1, 1836. A priori überzeugt, daß sein Universitätskollege Hegel ein großer Philosoph und Goethes Farbenlehre eine Stümperei sei, bringt er, daselbst S. 47, beide so zusammen: „Hegel erschöpft sich in den ungemessensten Ausfällen, wenn es Newton gilt, vielleicht aus Kondeszendenz – eine schlechte Sache verdient ein schlechtes Wort – für Goethe." Also von der Kondeszendenz eines elenden Scharlatans gegen den größten Geist der Nation erdreistet sich dieser Herr Link zu reden. Ich füge als Proben seiner Urteilskraft und lächerlichen Vermessenheit noch folgende, die obige erläuternden Stellen aus demselben Buche bei. „An Tiefsinn übertrifft Hegel alle seine Vorgänger: man kann sagen, ihre Philosophie verschwindet vor der seinigen" (S. 32). Und seine Darstellung jener jämmerlichen Hegelschen Katheder-hanswurstiade beschließt er, S. 44, mit: „Dieses ist das tiefgegrün-

dere, erhabene Gebäude des höchsten metaphysischen Scharfsinnes, welches die Wissenschaft kennt. Worte wie diese: ‚Das Denken der Notwendigkeit ist die Freiheit; der Geist schafft sich eine Welt der Sittlichkeit, wo die Freiheit wiederum Notwendigkeit wird', erfüllen mit Ehrfurcht den nahenden Geist, und einmal gehörig erkannt, sichern sie dem, welcher sie sprach, die Unsterblichkeit." – Da dieser Herr Link nicht bloß Mitglied der Berliner Akademie ist, sondern auch zu den Notabilitäten, vielleicht gar Zelebritäten, der deutschen Gelehrtenrepublik gehört; so können diese Aussprüche, zumal da sie nirgends gerügt worden, auch als eine Probe deutscher Urteilskraft und deutscher Gerechtigkeit gelten. Man wird danach besser verstehn, wie es geschehen konnte, daß meine Schriften, mehr als dreißig Jahre hindurch, nicht des Hinsehns wert geachtet worden sind.

8

Der deutsche Gelehrte ist aber auch zu arm, um redlich und ehrenhaft sein zu können. Daher ist drehen, winden, sich akkommodieren und seine Überzeugung verleugnen, lehren und schreiben, was er nicht glaubt, kriechen, schmeicheln, Partei machen und Kameradschaft schließen, Minister, Große, Kollegen, Studenten, Buchhändler, Rezensenten, kurz, alles ehr als die Wahrheit und fremdes Verdienst berücksichtigen, – sein Gang und seine Methode. Er wird dadurch meistens ein rücksichtsvoller Lump. Infolge davon hat denn auch, in der deutschen Literatur überhaupt und der Philosophie insbesondere, die Unredlichkeit so sehr die Oberhand gewonnen, daß zu hoffen steht, es werde damit den Punkt

erreichen, wo sie, als unfähig, noch irgend jemanden zu täuschen, unwirksam wird.

9

Übrigens ist es in der Gelehrtenrepublik, wie in andern Republiken: man liebt einen schlichten Mann, der still vor sich hin geht und nicht klüger sein will als die andern. Gegen die exzentrischen Köpfe, als welche Gefahr drohen, vereinigt man sich und hat, o welche! Majorität auf seiner Seite.

In der Gelehrtenrepublik geht es, im ganzen genommen, so her wie in der Republik Mexiko, als in welcher jeder bloß auf seinen Vorteil bedacht ist, Ansehn und Macht für sich suchend, ganz unbekümmert um das Ganze, welches darüber zugrunde geht. Ebenso sucht in der Gelehrtenrepublik jeder nur sich geltend zu machen, um Ansehn zu gewinnen: das einzige, worin sie alle übereinstimmen, ist, einen wirklich eminenten Kopf, wenn er sich zeigen sollte, nicht aufkommen zu lassen; da er allen zugleich gefährlich wird. Wie das Ganze der Wissenschaften dabei fährt, ist leicht abzusehn.

10

Zwischen Professoren und unabhängigen Gelehrten besteht, von alters her, ein gewisser Antagonismus, der vielleicht in etwas durch den zwischen Hunden und Wölfen erläutert werden könnte.

Professoren haben, durch ihre Lage, große Vorteile, um zur Kunde ihrer Zeitgenossen zu gelangen. Dagegen haben unabhängige Gelehrte, durch ihre Lage, große Vorteile, um

zur Kunde der Nachwelt zu gelangen; weil es dazu, unter andern und viel seltneren Dingen, auch einer gewissen Muße und Unabhängigkeit bedarf.

Da es lange dauert, ehe die Menschheit herausfindet, wem sie ihre Aufmerksamkeit zu schenken hat; so können beide nebeneinander wirken.

Im ganzen genommen, ist die Stallfütterung der Professuren am geeignetsten für die Wiederkäuer. Hingegen die, welche aus den Händen der Natur die eigene Beute empfangen, befinden sich besser im Freien.

11

Von dem menschlichen Wissen überhaupt, in jeder Art, existiert der allergrößte Teil stets nur auf dem Papier, in den Büchern, diesem papiernen Gedächtnis der Menschheit. Nur ein kleiner Teil desselben ist, in jedem gegebenen Zeitpunkt, in irgendwelchen Köpfen wirklich lebendig. Dies entspringt besonders aus der Kürze und Ungewißheit des Lebens, zudem aus der Trägheit und Genußsucht der Menschen. Das jedesmalige schnell vorübereilende Geschlecht erreicht vom menschlichen Wissen, was es gerade braucht. Es stirbt bald aus. Die meisten Gelehrten sind sehr oberflächlich. Nun folgt ein neues hoffnungsvolles Geschlecht, welches von nichts weiß, sondern alles von Anfang an zu lernen hat; davon nimmt es wieder, soviel es auffassen oder auf seiner kurzen Reise gebrauchen kann, und geht ebenfalls ab. Wie schlecht würde es also um das menschliche Wissen stehn, wenn Schrift und Druck nicht wären. Daher sind die Bibliotheken allein das sichere und bleibende Gedächtnis des menschlichen Geschlechts, dessen einzelne Mitglieder alle

nur ein sehr beschränktes und unvollkommenes haben. Daher lassen die meisten Gelehrten so ungern ihre Kenntnisse examinieren, wie die Kaufleute ihre Handlungsbücher.

Das menschliche Wissen ist nach allen Seiten unabsehbar, und von dem, was überhaupt wissenswert wäre, kann kein einzelner auch nur den tausendsten Teil wissen.

Demgemäß haben die Wissenschaften eine solche Breite der Ausdehnung erlangt, daß, wer etwas „darin leisten" will, nur ein ganz spezielles Fach betreiben darf, unbekümmert um alles andere. Alsdann wird er zwar in seinem Fache über dem Vulgus stehn, in allem übrigen jedoch zu demselben gehören. Kommt nun noch, wie heutzutage immer häufiger wird, die Vernachlässigung der alten Sprachen, welche halb zu lernen nichts hilft, hinzu, wodurch die allgemeine Humanitätsbildung wegfällt; so werden wir Gelehrte sehn, die außerhalb ihres speziellen Faches wahre Ochsen sind. – Überhaupt ist so ein exklusiver Fachgelehrter dem Fabrikarbeiter analog, der, sein Leben lang, nichts anderes macht, als eine bestimmte Schraube, oder Haken, oder Handhabe, zu einem bestimmten Werkzeuge, oder Maschine, worin er dann freilich eine unglaubliche Virtuosität erlangt. Auch kann man den Fachgelehrten mit einem Manne vergleichen, der in seinem eigenen Hause wohnt, jedoch nie herauskommt. In dem Hause kennt er alles genau, jedes Treppchen, jeden Winkel und jeden Balken; etwan wie Viktor Hugos Quasimodo die Notredame-Kirche kennt: aber außerhalb desselben ist ihm alles fremd und unbekannt. – Wahre Bildung zur Humanität hingegen erfordert durchaus Vielseitigkeit und Überblick, also, für einen Gelehrten im höhern Sinne, allerdings etwas Polyhistoria. Wer aber vollends

ein Philosoph sein will, muß in seinem Kopfe die entferntesten Enden des menschlichen Wissens zusammenbringen: denn wo anders könnten sie jemals zusammenkommen? – Geister ersten Ranges nun gar werden niemals Fachgelehrte sein. Ihnen, als solchen, ist das Ganze des Daseins zum Problem gegeben, und über dasselbe wird jeder von ihnen, in irgendeiner Form und Weise, der Menschheit neue Aufschlüsse erteilen. Denn den Namen eines Genies kann nur der verdienen, welcher das Ganze und Große, das Wesentliche und Allgemeine der Dinge zum Thema seiner Leistungen nimmt, nicht aber wer irgendein spezielles Verhältnis von Dingen zueinander zurechtzulegen sein Leben lang bemüht ist.

12

Die Abschaffung des Lateinischen als allgemeiner Gelehrtensprache und die dagegen eingeführte Kleinbürgerei der Nationalliteraturen ist für die Wissenschaften in Europa ein wahres Unglück gewesen. Zunächst, weil es nur mittelst der lateinischen Sprache ein allgemeines europäisches Gelehrtenpublikum gab, an dessen Gesamtheit jedes erscheinende Buch sich direkt wandte. Nun ist aber die Zahl der eigentlich denkenden und urteilsfähigen Köpfe in ganz Europa ohnehin schon so klein, daß, wenn man ihr Forum noch durch Sprachgrenzen zerstückelt und auseinanderreißt, man ihre wohltätige Wirksamkeit unendlich schwächt. Und die, nach beliebiger Auswahl der Verleger, von literarischen Handwerksburschen fabrizierten Verdolmetschungen sind ein schlechtes Surrogat für eine allgemeine Gelehrtensprache. Darum ist Kants Philosophie, nach kurzem Aufleuchten,

im Sumpfe deutscher Urteilskraft stecken geblieben, während über demselben die Irrlichter Fichtescher, Schellingischer und endlich gar Hegelscher Scheinwissenschaft ihr Flackerleben genossen. Darum hat Goethes Farbenlehre keine Gerechtigkeit gefunden. Darum bin ich unbeachtet geblieben. Darum ist die so intellektuelle und urteilskräftige englische Nation noch jetzt durch die schimpflichste Bigotterie und Pfaffenbevormundung degradiert. Darum ermangelt Frankreichs ruhmvolle Physik und Zoologie der Stütze und Kontrolle einer ausreichenden und würdigen Metaphysik. Und noch mehr ließe sich anführen. Zudem aber wird an diesen großen Nachteil gar bald ein zweiter, noch größerer sich knüpfen: das Aufhören der Erlernung der alten Sprachen. Nimmt doch schon jetzt in Frankreich und selbst in Deutschland die Vernachlässigung derselben überhand. Schon daß in den 1830er Jahren das Corpus juris ins Deutsche übersetzt wurde, war ein unverkennbares Zeichen des Eintritts der Ignoranz in der Grundlage aller Gelehrsamkeit, der lateinischen Sprache, also der Barbarei. Jetzt ist es so weit gekommen, daß griechische, ja lateinische Autoren mit deutschen Noten herausgegeben werden, welches eine Schweinerei und eine Infamie ist. Der wahre Grund davon (wie auch die Herren sich gebärden mögen) ist, daß die Herausgeber nicht mehr Latein zu schreiben verstehn, und die liebe Jugend wandert gern an ihrer Hand den Weg der Faulheit, Ignoranz und Barbarei. Ich hatte erwartet, dies Verfahren in den Literaturzeitungen nach Verdienst gegeißelt zu sehn: aber, wie mußte ich erstaunen, als ich sah, daß es ohne allen Tadel davonkam, als ganz in der Ordnung. Das macht, die Rezensenten sind ebensolche unwissende Patrone,

oder auch Gevatter der Herausgeber, oder des Verlegers. Und die rücksichtsvollste Niederträchtigkeit ist in der deutschen Literatur jeder Art völlig zu Hause.

Als spezielle Gemeinheit, die jetzt alle Tage dreister hervorkriecht, muß ich noch rügen, daß in wissenschaftlichen Büchern und in ganz eigentlich gelehrten, sogar von Akademien herausgegebenen Zeitschriften Stellen aus griechischen, ja (proh pudor) aus lateinischen Autoren in deutscher Übersetzung angeführt werden. Pfui Teufel! Schreibt ihr für Schuster und Schneider? – Ich glaubs: um nur recht viel „abzusetzen". Dann erlaubt mir, gehorsamst zu bemerken, daß ihr in jedem Sinn gemeine Kerle seid. – Habt mehr Ehr im Leib und weniger Geld in der Tasche und laßt den Ungelehrten seine Inferiorität fühlen, statt Bücklinge vor seiner Geldkatze zu machen. – Für griechische und lateinische Autoren sind deutsche Übersetzungen geradeso ein Surrogat wie Zichorien für Kaffee, und zudem darf man auf ihre Richtigkeit sich durchaus nicht verlassen. –

Kommt es also dahin, dann Lebewohl, Humanität, edler Geschmack und hoher Sinn! Die Barbarei kommt wieder, trotz Eisenbahnen, elektrischen Drähten und Luftballons. Endlich gehn wir dadurch noch eines Vorteils verlustig, den alle unsere Vorfahren genossen haben. Nämlich nicht bloß das römische Altertum schließt das Lateinische uns auf, sondern ebenso unmittelbar das ganze Mittelalter aller europäischen Länder und die neuere Zeit, bis auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts herab. Daher reden z. B. Skotus Erigena aus dem neunten Jahrhundert, Johannes von Salesbury aus dem zwölften, Raimund Lullus aus dem dreizehnten, nebst hundert andern, zu mir unmittelbar in der

Sprache, die ihnen, sobald sie an wissenschaftliche Gegenstände dachten, natürlich und eigen war. Daher treten sie noch jetzt ganz nahe an mich heran: ich bin in unmittelbarer Berührung mit ihnen und lerne sie wahrhaft kennen. Was würde es sein, wenn jeder von ihnen in seiner Landessprache, wie sie zu seiner Zeit war, geschrieben hätte?! Nicht die Hälfte würde ich auch nur verstehn, und eine eigentliche geistige Berührung mit ihnen wäre unmöglich: ich sähe sie wie Schattenbilder am fernen Horizont, oder gar durch das Teleskop einer Übersetzung. Dies zu verhüten, hat Bako von Verulam, wie er ausdrücklich sagt, seine Essays nachmals selbst ins Lateinische übersetzt u. d. T. Sermones fideles; – wobei ihm jedoch Hobbes geholfen hat. (S. Thomae Hobbesii vita. Carolopoli 1681, p. 22.)

Hier sei beiläufig erwähnt, daß der Patriotismus, wenn er im Reiche der Wissenschaften sich geltend machen will, ein schmutziger Geselle ist, den man hinauswerfen soll. Denn was kann impertinenter sein, als da, wo das rein und allgemein Menschliche betrieben wird, und wo Wahrheit, Klarheit und Schönheit allein gelten sollen, seine Vorliebe für die Nation, welcher die eigene werte Person gerade angehört, in die Wagschale legen zu wollen und nun, aus solcher Rücksicht, bald der Wahrheit Gewalt anzutun, bald gegen die großen Geister fremder Nationen ungerecht zu sein, um die geringeren der eigenen herauszustreichen. Beispielen dieser Gemeinheit begegnet man aber täglich bei den Schriftstellern aller Nationen Europas; daher sie auch schon von Yriarte in der dreiunddreißigsten seiner allerliebsten literarischen Fabeln verspottet worden ist.

Zur Verbesserung der Qualität der Studierenden, auf Kosten ihrer schon sehr überzähligen Quantität, sollte gesetzlich bestimmt sein: 1. daß keiner vor seinem zwanzigsten Jahre die Universität beziehen dürfte, daselbst aber erst ein examen rigorosum in beiden alten Sprachen zu überstehen hätte, ehe ihm die Matrikel erteilt würde. Durch diese jedoch müßte er vom Militärdienst befreit sein, und hätte somit an ihr seine ersten doctarum praemia frontium. Ein Student hat viel zu viel zu lernen, als daß er unverkümmert ein Jahr, oder gar noch mehr, mit dem seinem Beruf so heterogenen Waffenhandwerk verderben könnte; – nicht zu gedenken, daß sein Einexerziertwerden den Respekt untergräbt, den jeder Ungelehrte, wer er auch sei, vom Ersten bis zum Letzten, dem Gelehrten schuldig ist; ja, geradezu dieselbe Barbarei ist, welche Raupach dargestellt hat in der Komödie „Vor hundert Jahren" an der hinterlistigen Brutalität des „alten Dessauers" gegen einen Kandidaten. Durch die so natürliche Exemption des Gelehrtenstandes vom Militärdienst werden die Armeen nicht zusammenschmelzen; wohl aber wird dadurch die Zahl schlechter Ärzte, schlechter Advokaten und Richter, unwissender Schulmänner und Scharlatane jeder Art vermindert werden; – um so gewisser, als jedes Stück Soldatenleben demoralisierend auf den künftigen Gelehrten wirkt; – 2. sollte gesetzlich bestimmt sein, daß jeder auf der Universität im ersten Jahre ausschließlich Kollegia der philosophischen Fakultät hören müßte und vor dem zweiten Jahre zu denen der drei oberen Fakultäten gar nicht zugelassen würde, diesen aber alsdann die Theologen zwei, die Juristen drei, die Mediziner vier

Jahre widmen müßten. Dagegen könnte auf den Gymnasien der Unterricht auf alte Sprachen, Geschichte, Mathematik und deutschen Stil beschränkt bleiben und besonders in ersteren desto gründlicher sein. Weil jedoch die Anlage zur Mathematik eine ganz spezielle und eigene ist, die mit den übrigen Fähigkeiten eines Kopfes gar nicht parallel geht, ja, nichts mit ihnen gemein hat[1]; so sollte für den mathematischen Unterricht eine ganz gesonderte Klassifikation der Schüler gelten; so daß, wer im übrigen in Selekta säße, hier in Tertia sitzen könnte, seiner Ehre unbeschadet und ebenso vice versa. Nur so kann jeder, nach Maßgabe seiner Kräfte dieser besondern Art, etwas davon lernen.

Die Professoren freilich werden, da ihnen an der Quantität der Studenten mehr, als an deren Qualität liegt, obige Vorschläge nicht unterstützen; wie auch nicht den folgenden. Die Promotionen sollten durchaus unentgeltlich geschehn; damit die durch die Gewinnsucht der Professoren diskreditierte Doktorwürde wieder zu Ehren käme. Dafür sollten die nachherigen Staatsexamina, bei Doktoren, wegfallen.

[1] Man sehe hierüber W. Hamiltons schöne Abhandlung in Form einer Rezension eines Buches von Whewell, in der Edinburgh-Review vom Januar 1836, auch später unter seinem Namen mit einigen andern Abhandlungen herausgegeben, auch Deutsch übersetzt u. d. T. „Über den Wert und Unwert der Mathematik". 1836.

Selbſtdenken

1

Wie die zahlreichſte Bibliothek, wenn ungeordnet, nicht ſo viel Nutzen ſchafft als eine ſehr mäßige, aber wohlgeordnete; ebenſo iſt die größte Menge von Kenntniſſen, wenn nicht eigenes Denken ſie durchgearbeitet hat, viel weniger wert, als eine weit geringere, die aber vielfältig durchdacht worden. Denn erſt durch das allſeitige Kombinieren deſſen, was man weiß, durch das Vergleichen jeder Wahrheit mit jeder andern, eignet man ſein eignes Wiſſen ſich vollſtändig an und bekommt es in ſeine Gewalt. Durchdenken kann man nur, was man weiß; daher man etwas lernen ſoll; aber man weiß auch nur, was man durchdacht hat.

Nun aber kann man ſich zwar willkürlich applizieren auf Leſen und Lernen; auf das Denken hingegen eigentlich nicht. Dieſes nämlich muß, wie das Feuer durch einen Luftzug, angefacht und unterhalten werden durch irgendein Intereſſe am Gegenſtande desſelben; welches entweder ein rein objektives, oder aber bloß ein ſubjektives ſein mag. Das letztere iſt allein bei unſern perſönlichen Angelegenheiten vorhanden; das erſtere aber nur für die von Natur denkenden Köpfe, denen das Denken ſo natürlich iſt wie das Atmen, welche aber ſehr ſelten ſind. Daher iſt es mit den meiſten Gelehrten ſo wenig.

2

Die Verſchiedenheit zwiſchen der Wirkung, welche das Selbſtdenken, und der, welche das Leſen auf den Geiſt hat, iſt unglaublich groß; daher ſie die urſprüngliche Verſchie-

denheit der Köpfe, vermöge welcher man zum einen oder zum andern getrieben wird, noch immerfort vergrößert. Das Lesen nämlich zwingt dem Geiste Gedanken auf, die der Richtung und Stimmung, welche er für den Augenblick hat, so fremd und heterogen sind wie das Petschaft dem Lack, welchem es sein Siegel aufdrückt. Der Geist erleidet dabei totalen Zwang von außen, jetzt dies oder jenes zu denken, wozu er soeben gar keinen Trieb noch Stimmung hat. – Hingegen beim Selbstdenken folgt er seinem selbsteigenen Triebe, wie diesen für den Augenblick entweder die äußere Umgebung oder irgendeine Erinnerung näher bestimmt hat. Die anschauliche Umgebung nämlich bringt dem Geiste nicht einen bestimmten Gedanken auf, wie das Lesen; sondern gibt ihm bloß Stoff und Anlaß zu denken, was seiner Natur und gegenwärtigen Stimmung gemäß ist. – Daher nun nimmt das viele Lesen dem Geiste alle Elastizität; wie ein fortdauernd drückendes Gewicht sie einer Springfeder nimmt; und ist, um keine eigenen Gedanken zu haben, das sicherste Mittel, daß man in jeder freien Minute sogleich ein Buch zur Hand nehme. Diese Praxis ist der Grund, warum die Gelehrsamkeit die meisten Menschen noch geistloser und einfältiger macht, als sie schon von Natur sind, und auch ihrer Schriftstellerei allen Erfolg benimmt: sie bleiben, wie schon Pope sagt:

ob immer lesend, nimmer lesenswert.

Dunciade III, 194.

Die Gelehrten sind die, welche in den Büchern gelesen haben; die Denker, die Genies, die Welterleuchter und Förderer des Menschengeschlechts sind aber die, welche unmittelbar im Buche der Welt gelesen haben.

3

Im Grunde haben nur die eigenen Grundgedanken Wahrheit und Leben: denn nur sie versteht man recht eigentlich und ganz. Fremde, gelesene Gedanken sind die Überbleibsel eines fremden Mahles, die abgelegten Kleider eines fremden Gastes.

Zum eigenen, in uns aufsteigenden Gedanken verhält der fremde, gelesene sich wie der Abdruck einer Pflanze der Vorwelt im Stein zur blühenden Pflanze des Frühlings.

4

Lesen ist ein bloßes Surrogat des eigenen Denkens. Man läßt dabei seine Gedanken von einem andern am Gängelbande führen. Zudem taugen viele Bücher bloß, zu zeigen, wieviel Irrwege es gibt und wie arg man sich verlaufen könnte, wenn man von ihnen sich leiten ließe. Den aber der Genius leitet, d. h. der selbst denkt, freiwillig denkt, richtig denkt, – der hat die Bussole, den rechten Weg zu finden. – Lesen soll man also nur dann, wann die Quelle der eigenen Gedanken stockt; was auch beim besten Kopfe oft genug der Fall sein wird. Hingegen die eigenen, urkräftigen Gedanken verscheuchen, um ein Buch zur Hand zu nehmen, ist Sünde wider den heiligen Geist. Man gleicht alsdann dem, der aus der freien Natur flieht, um ein Herbarium zu besehn, oder um schöne Gegenden im Kupferstiche zu betrachten.

Wenn man auch bisweilen eine Wahrheit, eine Einsicht, die man mit vieler Mühe und langsam durch eigenes Denken und Kombinieren herausgebracht hat, hätte mit Bequemlichkeit in einem Buche ganz fertig vorfinden können; so ist sie doch hundertmal mehr wert, wenn man sie durch

eigenes Denken erlangt hat. Denn nur alsdann tritt sie als integrierender Teil, als lebendiges Glied, ein in das ganze System unserer Gedanken, steht mit demselben in vollkommenem und festem Zusammenhange, wird mit allen ihren Gründen und Folgen verstanden, trägt die Farbe, den Farbenton, das Gepräge unsrer ganzen Denkweise, ist eben zur rechten Zeit, als das Bedürfnis derselben rege war, gekommen, sitzt daher fest und kann nicht wieder verschwinden. Demnach findet hier Goethes Vers:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen,

seine vollkommenste Anwendung, ja, Erklärung. Der Selbstdenker nämlich lernt die Auktoritäten für seine Meinungen erst hinterher kennen, wo sie ihm dann bloß zur Bekräftigung derselben und zu eigener Stärkung dienen; während der Bücherphilosoph von ihnen ausgeht, indem er aus fremden zusammengelesenen Meinungen sich ein Ganzes konstruiert, welches alsdann einem aus fremdem Stoff zusammengesetzten Automaten gleicht, jenes andere hingegen einem lebenden erzeugten Menschen. Denn gleich diesem ist es entstanden, indem die Außenwelt den denkenden Geist befruchtete, der danach es austrug und gebar.

Die bloß erlernte Wahrheit klebt uns nur an, wie ein angesetztes Glied, ein falscher Zahn, eine wächserne Nase, oder höchstens wie eine rhinoplastische aus fremdem Fleische; die durch eigenes Denken erworbene aber gleicht dem natürlichen Gliede: sie allein gehört uns wirklich an. Darauf beruht der Unterschied zwischen dem Denker und dem bloßen Gelehrten. Daher sieht der geistige Erwerb des Selbstdenkers aus wie ein schönes Gemälde, das lebendig hervortritt,

mit richtigem Lichte und Schatten, gehaltenem Ton, vollkommener Harmonie der Farben. Hingegen gleicht der geistige Erwerb des bloßen Gelehrten einer großen Palette, voll bunter Farben, allenfalls systematisch geordnet, aber ohne Harmonie, Zusammenhang und Bedeutung.

5

Lesen heißt mit einem fremden Kopfe, statt des eigenen, denken. Nun ist aber dem eigenen Denken, aus welchem allemal ein zusammenhängendes Ganzes, ein, wenn auch nicht streng abgeschlossenes, System sich zu entwickeln trachtet, nichts nachteiliger als ein, vermöge beständigen Lesens, zu starker Zufluß fremder Gedanken; weil diese, jeder einem andern Geiste entsprossen, einem andern Systeme angehörend, eine andere Farbe tragend, nie von selbst zu einem Ganzen des Denkens, des Wissens, der Einsicht und Überzeugung zusammenfließen, vielmehr eine leise babylonische Sprachverwirrung im Kopfe anrichten und dem Geiste, der sich mit ihnen überfüllt hat, nunmehr alle klare Einsicht benehmen und so ihn beinahe desorganisieren. Dieser Zustand ist an vielen Gelehrten wahrzunehmen und macht, daß sie an gesundem Verstande, richtigem Urteil und praktischem Takte vielen Ungelehrten nachstehn, welche die von außen, durch Erfahrung, Gespräch und wenige Lektüre ihnen zugekommene geringe Kenntnis stets dem eigenen Denken untergeordnet und einverleibt haben. Ebendieses nun tut, nach einem größeren Maßstabe, auch der wissenschaftliche Denker. Obgleich er nämlich viele Kenntnisse nötig hat und daher viel lesen muß; so ist doch sein Geist stark genug, dies alles zu bewältigen, es zu assimilieren, dem Systeme

seiner Gedanken einzuverleiben und es so dem organisch zusammenhängenden Ganzen seiner immer wachsenden, großartigen Einsicht unterzuordnen; wobei sein eigenes Denken, wie der Grundbaß der Orgel, stets alles beherrscht und nie von fremden Tönen übertäubt wird, wie dies hingegen der Fall ist in den bloß polyhistorischen Köpfen, in welchen gleichsam Musikfetzen aus allen Tonarten durcheinanderlaufen und der Grundton gar nicht mehr zu finden ist.

6

Die Leute, welche ihr Leben mit Lesen zugebracht und ihre Weisheit aus Büchern geschöpft haben, gleichen denen, welche aus vielen Reisebeschreibungen sich genaue Kunde von einem Lande erworben haben. Diese können über vieles Auskunft erteilen: aber im Grunde haben sie doch keine zusammenhängende, deutliche, gründliche Kenntnis von der Beschaffenheit des Landes. Hingegen die, welche ihr Leben mit Denken zugebracht haben, gleichen solchen, die selbst in jenem Lande gewesen sind: sie allein wissen eigentlich, wovon die Rede ist, kennen die Dinge dort im Zusammenhang und sind wahrhaft darin zu Hause.

7

Zu einem Selbstdenker verhält sich der gewöhnliche Bücherphilosoph, wie zu einem Augenzeugen ein Geschichtsforscher: jener redet aus eigener, unmittelbarer Auffassung der Sache. Daher stimmen alle Selbstdenker im Grunde doch überein, und ihre Verschiedenheit entspringt nur aus der des Standpunktes: wo aber dieser nichts ändert, sagen sie alle dasselbe. Denn sie sagen bloß aus, was sie objektiv aufgefaßt

haben. Oft habe ich Sätze, die ich, ihrer Paradoxie wegen, nur zaudernd vor das Publikum brachte, nachmals, zu meinem freudigen Erstaunen, in alten Werken großer Männer ausgesprochen gefunden. – Der Bücherphilosoph hingegen berichtet, was dieser gesagt und jener gemeint und was dann wieder ein anderer eingewandt hat usw. Das vergleicht er, wägt es ab, kritisiert es und sucht so hinter die Wahrheit der Sachen zu kommen; wobei er dem kritischen Geschichtsschreiber ganz ähnlich wird. So wird er z. B. Untersuchungen anstellen, ob Leibniz wohl, zu irgendeiner Zeit, auf eine Weile, ein Spinozist gewesen sei u. dgl. m. Recht deutliche Beispiele zu dem hier Gesagten liefern dem kuriosen Liebhaber Herbarts „Analytische Beleuchtung der Moral und des Naturrechts", imgleichen dessen „Briefe über die Freiheit". – Man könnte sich wundern über die viele Mühe, die so einer sich gibt; da es scheint, daß, wenn er nur die Sache selbst ins Auge fassen wollte, er durch ein wenig Selbstdenken bald zum Ziele gelangen würde. Allein damit hat es einen kleinen Anstand; indem solches nicht von unserm Willen abhängt: man kann jederzeit sich hinsetzen und lesen; nicht aber – und denken. Es ist nämlich mit Gedanken, wie mit Menschen: man kann nicht immer, nach Belieben, sie rufen lassen; sondern muß abwarten, daß sie kommen. Das Denken über einen Gegenstand muß sich von selbst einstellen, durch ein glückliches, harmonierendes Zusammentreffen des äußern Anlasses mit der innern Stimmung und Spannung: und gerade das ist es, was jenen Leuten nie kommen will. Dies findet seine Erläuterung sogar an den unser persönliches Interesse betreffenden Gedanken. Wenn wir in einer solchen Angelegenheit einen Entschluß zu fassen

haben, können wir nicht wohl zu beliebig gewählter Zeit uns dazu hinsetzen, die Gründe überlegen und nun beschließen: denn oft will gerade dann unser Nachdenken darüber nicht standhalten, sondern schweift ab zu andern Dingen; woran bisweilen sogar der Widerwille an der Angelegenheit schuld ist. Da sollen wir es nicht erzwingen wollen, sondern abwarten, daß auch dazu die Stimmung sich von selbst einstelle: sie wird es oft unvermutet und wiederholt; und jede zu verschiedener Zeit verschiedene Stimmung wirft ein anderes Licht auf die Sache. Dieser langsame Hergang ist es, den man unter dem Reifen der Entschlüsse versteht. Denn das Pensum muß verteilt werden, manches früher Übersehene fällt uns dadurch ein, und auch der Widerwille wird sich dabei verlieren, indem die Sachen, deutlicher ins Auge gefaßt, meistens viel erträglicher erscheinen. – Ebenso nun im Theoretischen will die gute Stunde abgewartet sein, und ist sogar der größte Kopf nicht jederzeit zum Selbstdenken fähig. Daher tut er wohl, die übrige Zeit zum Lesen zu benutzen, als welches, wie gesagt, ein Surrogat des eigenen Denkens ist und den Geiste Stoff zuführt, indem dabei ein anderer für uns denkt, wiewohl stets auf eine Weise, die nicht die unsrige ist. Dieserhalb eben soll man nicht zu viel lesen; damit nicht der Geist sich an das Surrogat gewöhne und darüber die Sache selbst verlerne, also damit er nicht sich an schon ausgetretene Pfade gewöhne, und damit das Gehn eines fremden Gedankenganges ihn nicht dem eigenen entfremde. Am allerwenigsten soll man, des Lesens wegen, dem Anblick der realen Welt sich ganz entziehn; da der Anlaß und die Stimmung zum eigenen Denken ungleich öfter bei diesem als beim Lesen sich

einfindet. Denn das Anschauliche, das Reale, in seiner Ursprünglichkeit und Kraft, ist der natürliche Gegenstand des denkenden Geistes und vermag am leichtesten ihn tief zu erregen.

Nach diesen Betrachtungen wird es uns nicht wundern, daß der Selbstdenker und der Bücherphilosoph schon am Vortrage leicht zu erkennen sind; jener am Gepräge des Ernstes, der Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit, am Autoptischen aller seiner Gedanken und Ausdrücke; dieser hingegen daran, daß alles aus zweiter Hand ist, überkommene Begriffe, zusammengetrödelter Kram, matt und stumpf, wie der Abdruck eines Abdrucks; und sein aus konventionellen, ja banalen Phrasen und gangbaren Modeworten bestehender Stil gleicht einem kleinen Staate, dessen Zirkulation aus lauter fremden Münzsorten besteht, weil er nicht selbst prägt.

8

So wenig, wie das Lesen, kann die bloße Erfahrung das Denken ersetzen. Die reine Empirie verhält sich zum Denken, wie Essen zum Verdauen und Assimilieren. Wenn jene sich brüstet, daß sie allein, durch ihre Entdeckungen, das menschliche Wissen gefördert habe; so ist es, wie wenn der Mund sich rühmen wollte, daß der Bestand des Leibes sein Werk allein sei.

9

Die Werke aller wirklich befähigten Köpfe unterscheiden sich von den übrigen durch den Charakter der Entschiedenheit und Bestimmtheit, nebst daraus entspringender Deutlichkeit und Klarheit, weil solche Köpfe allemal bestimmt und deutlich wußten, was sie ausdrücken wollten, — es mag nun in Prosa, in Versen, oder in Tönen gewesen sein.

Diese Entschiedenheit und Klarheit mangelt den übrigen, und daran sind sie sogleich zu erkennen.

10

Das charakteristische Merkmal der Geister ersten Ranges ist die Unmittelbarkeit aller ihrer Urteile. Alles, was sie vorbringen, ist Resultat ihres selbsteigenen Denkens und kündigt sich, schon durch den Vortrag, überall als solches an. Sie haben sonach, gleich den Fürsten, eine Reichsunmittelbarkeit, im Reiche der Geister: die übrigen sind alle mediatisiert; welches schon an ihrem Stil, der kein eigenes Gepräge hat, zu ersehn ist.

Jeder wahre Selbstdenker also gleicht insofern einem Monarchen: er ist unmittelbar und erkennt niemanden über sich. Seine Urteile, wie die Beschlüsse eines Monarchen, entspringen aus seiner eigenen Machtvollkommenheit und gehn unmittelbar von ihm selbst aus. Denn, so wenig wie der Monarch Befehle, nimmt er Auktoritäten an, sondern läßt nichts gelten, als was er selbst bestätigt hat. — Das Vulgus der Köpfe hingegen, befangen in allerlei geltenden Meinungen, Auktoritäten und Vorurteilen, gleicht dem Volke, welches dem Gesetze und Befehle schweigend gehorcht.

11

Die Leute, welche so eifrig und eilig sind, strittige Fragen durch Anführung von Auktoritäten zu entscheiden, sind eigentlich froh, wann sie, statt eigenen Verstandes und Einsicht, daran es fehlt, fremde ins Feld stellen können. Ihre Zahl ist Legio. Denn, wie Seneka sagt: „jeder will lieber glauben als urteilen." Bei ihren Kontroversen ist danach die gemeinsam erwählte Waffe Auktoritäten: damit schlagen

sie aufeinander los, und wer etwan hineingeraten ist, tut nicht wohl, sich dagegen mit Gründen und Argumenten wehren zu wollen: denn gegen diese Waffe sind sie gehörnte Siegfriede, eingetaucht in die Flut der Unfähigkeit zu denken und zu urteilen: sie werden ihm daher ihre Auktoritäten als ein argumentum ad verecundiam entgegenhalten und dann victoria schreien.

12

Im Reiche der Wirklichkeit, so schön, glücklich und anmutig sie auch ausgefallen sein mag, bewegen wir uns doch stets nur unter dem Einfluß der Schwere, welcher unaufhörlich zu überwinden ist: hingegen sind wir, im Reiche der Gedanken, unkörperliche Geister, ohne Schwere und ohne Not. Daher kommt kein Glück auf Erden dem gleich, welches ein schöner und fruchtbarer Geist, zur glücklichen Stunde, in sich selbst findet.

13

Die Gegenwart eines Gedankens ist wie die Gegenwart einer Geliebten. Wir meinen, diesen Gedanken werden wir nie vergessen und diese Geliebte könne uns nie gleichgültig werden. Allein aus den Augen, aus dem Sinn! Der schönste Gedanke läuft Gefahr, unwiederbringlich vergessen zu werden, wenn er nicht aufgeschrieben, und die Geliebte, von uns geflohen zu werden, wenn sie nicht angetraut worden.

14

Es gibt Gedanken die Menge, welche Wert haben für den, der sie denkt; aber nur wenige unter ihnen, welche die Kraft besitzen, noch durch Reperkussion, oder Reflexion, zu wirken, d. h. nachdem sie niedergeschrieben worden, dem Leser Anteil abzugewinnen.

15

Dabei hat aber doch nur das wahren Wert, was einer zunächst bloß für sich selbst gedacht hat. Man kann nämlich die Denker einteilen in solche, die zunächst für sich, und solche, die sogleich für andere denken. Jene sind die echten, sind die Selbstdenker, im zwiefachen Sinne des Worts: sie sind die eigentlichen Philosophen. Denn ihnen allein ist es Ernst mit der Sache. Auch besteht der Genuß und das Glück ihres Daseins eben im Denken. Die andern sind die Sophisten: sie wollen scheinen, und suchen ihr Glück in dem, was sie dadurch von andern zu erlangen hoffen: hierin liegt ihr Ernst. Welcher von beiden Klassen einer angehöre, läßt sich bald merken, an seiner ganzen Art und Weise. Lichtenberg ist ein Muster der ersten Art: Herder gehört schon der zweiten an.

16

Wenn man wohl erwägt, wie groß und wie naheliegend das Problem des Daseins ist, dieses zweideutigen, gequälten, flüchtigen, traumartigen Daseins; — so groß und so naheliegend, daß, sobald man es gewahr wird, es alle andern Probleme und Zwecke überschattet und verdeckt; — und wenn man nun dabei vor Augen hat, wie alle Menschen — einige wenige und seltene ausgenommen — dieses Problems sich nicht deutlich bewußt, ja, seiner gar nicht inne zu werden scheinen, sondern um alles andere eher als darum sich bekümmern, und dahinleben, nur auf den heutigen Tag und die fast nicht längere Spanne ihrer persönlichen Zukunft bedacht, indem sie jenes Problem entweder ausdrücklich ablehnen, oder hinsichtlich desselben sich bereit-

willig abfinden lassen mit irgendeinem Systeme der Volksmetaphysik und damit ausreichen; — wenn man, sage ich, das wohl erwägt; so kann man der Meinung werden, daß der Mensch doch nur sehr im weitern Sinne ein denkendes Wesen heiße, und wird fortan über keinen Zug von Gedankenlosigkeit, oder Einfalt, sich sonderlich wundern, vielmehr wissen, daß der intellektuelle Gesichtskreis des Normalmenschen zwar über den des Tieres, — dessen ganzes Dasein, der Zukunft und der Vergangenheit sich nicht bewußt, gleichsam eine einzige Gegenwart ist, — hinausgeht, aber doch nicht so unberechenbar weit, wie man wohl anzunehmen pflegt.

Diesem entspricht es sogar, daß man auch im Gespräche die Gedanken der meisten Menschen so kurz abgeschnitten findet wie Häckerling, daher kein längerer Faden sich herausspinnen läßt.

Auch könnte unmöglich, wenn diese Welt von eigentlich denkenden Wesen bevölkert wäre, der Lärm jeder Art so unbeschränkt erlaubt und freigegeben sein, wie sogar der entsetzlichste und dabei zwecklose es ist. — Wenn nun aber gar schon die Natur den Menschen zum Denken bestimmt hätte; so würde sie ihm keine Ohren gegeben, oder diese wenigstens, wie bei den Fledermäusen, die ich darum beneide, mit luftdichten Schließklappen versehn haben. In Wahrheit aber ist er, gleich den andern, ein armes Tier, dessen Kräfte bloß auf die Erhaltung seines Daseins berechnet sind, weshalb es der stets offenen Ohren bedarf, als welche, auch unbefragt und bei Nacht wie bei Tage, die Annäherung des Verfolgers ankündigen.

Über Lesen und Bücher

1

Unwissenheit degradiert den Menschen erst dann, wann sie in Gesellschaft des Reichtums angetroffen wird. Den Armen bändigt seine Armut und Not; seine Leistungen ersetzen bei ihm das Wissen und beschäftigen seine Gedanken. Hingegen Reiche, welche unwissend sind, leben bloß ihren Lüsten und gleichen dem Vieh; wie man dies täglich sehen kann. Hiezu kommt nun noch der Vorwurf, daß man Reichtum und Muße nicht benutzt habe zu dem, was ihnen den allergrößten Wert verleiht.

2

Wann wir lesen, denkt ein anderer für uns: wir wiederholen bloß seinen mentalen Prozeß. Es ist damit, wie wenn beim Schreibenlernen der Schüler die vom Lehrer mit Bleistift geschriebenen Züge mit der Feder nachzieht. Demnach ist beim Lesen die Arbeit des Denkens uns zum größten Teile abgenommen. Daher die fühlbare Erleichterung, wenn wir von der Beschäftigung mit unsren eigenen Gedanken zum Lesen übergehn. Aber während des Lesens ist unser Kopf doch eigentlich nur der Tummelplatz fremder Gedanken. Daher kommt es, daß, wer sehr viel und fast den ganzen Tag liest, dazwischen aber sich in gedankenlosem Zeitvertreibe erholt, die Fähigkeit, selbst zu denken, allmählich verliert – wie einer, der immer reitet, zuletzt das Gehn verlernt. Solches aber ist der Fall sehr vieler Gelehrten: sie haben sich dumm gelesen. Denn beständiges, in jedem freien Augenblicke sogleich wieder aufgenommenes Lesen ist noch

geisteslähmender, als beständige Handarbeit; da man bei dieser doch den eigenen Gedanken nachhängen kann. Wie eine Springfeder durch den anhaltenden Druck eines fremden Körpers ihre Elastizität endlich einbüßt; so der Geist die seine, durch fortwährendes Aufdringen fremder Gedanken. Und wie man durch zu viele Nahrung den Magen verdirbt und dadurch dem ganzen Leibe schadet; so kann man auch durch zu viele Geistesnahrung den Geist überfüllen und ersticken. Denn je mehr man liest, desto weniger Spuren läßt das Gelesene im Geiste zurück: er wird wie eine Tafel, auf der vieles übereinander geschrieben ist. Daher kommt es nicht zur Rumination: aber durch diese allein eignet man sich das Gelesene an. Liest man immerfort, ohne späterhin weiter daran zu denken; so faßt es nicht Wurzel und geht meistens verloren. Überhaupt aber geht es mit der geistigen Nahrung nicht anders als mit der leiblichen: kaum der funfzigste Teil von dem, was man zu sich nimmt, wird assimiliert: das übrige geht durch Evaporation, Respiration, oder sonst ab.

Zu diesem allen kommt, daß zu Papier gebrachte Gedanken überhaupt nichts weiter sind als die Spur eines Fußgängers im Sande: man sieht wohl den Weg, welchen er genommen hat; aber um zu wissen, was er auf dem Wege gesehn, muß man seine eigenen Augen gebrauchen.

3

Keine schriftstellerische Eigenschaft, wie z. B. Überredungskraft, Bilderreichtum, Vergleichungsgabe, Kühnheit oder Bitterkeit, oder Kürze, oder Grazie, oder Leichtigkeit des Ausdrucks, noch auch Witz, überraschende Kontraste,

Lakonismus, Naivetät u. dgl. m. können wir dadurch erwerben, daß wir Schriftsteller lesen, die solche haben. Wohl aber können wir hierdurch dergleichen Eigenschaften, falls wir sie schon als Anlage, also potentia, besitzen, in uns hervorrufen, sie uns zum Bewußtsein bringen, können sehn, was alles sich damit machen läßt, können bestärkt werden in der Neigung, ja, im Mute sie zu gebrauchen, können an Beispielen die Wirkung ihrer Anwendung beurteilen und so den richtigen Gebrauch derselben erlernen; wonach wir allerdings erst dann sie auch actu besitzen. Dies also ist die einzige Art, wie Lesen zum Schreiben bildet, indem es nämlich uns den Gebrauch lehrt, den wir von unsern eigenen Naturgaben machen können: also immer nur unter der Voraussetzung dieser. Ohne solche hingegen erlernen wir durch Lesen nichts als kalte tote Manier, und werden zu seichten Nachahmern.

4

Die Gesundheitspolizei sollte, im Interesse der Augen, darüber wachen, daß die Kleinheit des Drucks ein festgestelltes Minimum habe, welches nicht überschritten werden dürfte. (Als ich 1818 in Venedig war, zu welcher Zeit die eigentlichen venezianischen Ketten noch fabriziert wurden, sagte mir ein Goldschmied, daß die, welche die catena fina machten, mit dreißig Jahren blind würden.)

5

Wie die Schichten der Erde die lebenden Wesen vergangener Epochen reihenweise aufbewahren; so bewahren die Bretter der Bibliotheken reihenweise die vergangenen Irr-

tümer und deren Darlegungen, welche, wie jene ersteren, zu ihrer Zeit, sehr lebendig waren und viel Lärm machten, jetzt aber starr und versteinert dastehn, wo nur noch der literarische Paläontologe sie betrachtet.

6

Xerxes hat, nach Herodot, beim Anblick seines unübersehbaren Heeres geweint, indem er bedachte, daß von diesen allen, nach hundert Jahren, keiner am Leben sein würde: wer möchte da nicht weinen, beim Anblick des dicken Meßkatalogs, wenn er bedenkt, daß von allen diesen Büchern, schon nach zehn Jahren, keines mehr am Leben sein wird.

7

Es ist in der Literatur nicht anders als im Leben: wohin auch man sich wende, trifft man sogleich auf den inkorrigibeln Pöbel der Menschheit, welcher überall legionenweise vorhanden ist, alles erfüllt und alles beschmutzt, wie die Fliegen im Sommer. Daher die Unzahl schlechter Bücher, dieses wuchernde Unkraut der Literatur, welches dem Weizen die Nahrung entzieht, und ihn erstickt. Sie reißen nämlich Zeit, Geld und Aufmerksamkeit des Publikums, welche von Rechts wegen den guten Büchern und ihren edelen Zwecken gehören, an sich, während sie bloß in der Absicht, Geld einzutragen, oder Ämter zu verschaffen, geschrieben sind. Sie sind also nicht bloß unnütz, sondern positiv schädlich. Neun Zehntel unserer ganzen jetzigen Literatur hat keinen andern Zweck, als dem Publiko einige Taler aus der Tasche zu spielen: dazu haben sich Autor, Verleger und Rezensent fest verschworen.

Ein verschmitzter und schlimmer, aber erklecklicher Streich ist es, der den Literaten, Brotschreibern und Vielschreibern gegen den guten Geschmack und die wahre Bildung des Zeitalters gelungen ist, daß sie es dahin gebracht haben, die gesamte elegante Welt am Leitseile zu führen, in der Art, daß diese abgerichtet worden, a tempo zu lesen, nämlich alle stets dasselbe, nämlich das Neueste, um, in ihren Zirkeln, einen Stoff zur Konversation daran zu haben: zu diesem Zweck dienen denn schlechte Romane und ähnliche Produktionen aus einmal renommierten Federn, wie früher die der Spindler, Bulwer, Eugen Sue u. dgl. Was aber kann elender sein als das Schicksal eines solchen belletristischen Publikums, welches sich verpflichtet hält, allezeit das neueste Geschreibe höchst gewöhnlicher Köpfe, die bloß des Geldes wegen schreiben, daher eben auch stets zahlreich vorhanden sind, zu lesen, und dafür die Werke der seltenen und überlegenen Geister aller Zeiten und Länder bloß dem Namen nach zu kennen! – Besonders ist die belletristische Tagespresse ein schlau ersonnenes Mittel, dem ästhetischen Publiko die Zeit, die es den echten Produktionen der Art, zum Heil seiner Bildung, zuwenden sollte, zu rauben, damit sie den täglichen Stümpereien der Alltagsköpfe zufalle.

Daher ist, in Hinsicht auf unsere Lektüre, die Kunst, nicht zu lesen, höchst wichtig. Sie besteht darin, daß man das, was zu jeder Zeit soeben das größere Publikum beschäftigt, nicht deshalb auch in die Hand nehme, wie etwan politische oder kirchliche Pamphlete, Romane, Poesien u. dgl. m., die gerade eben Lärm machen, wohl gar zu mehreren Auflagen in ihrem ersten und letzten Lebensjahre gelangen: vielmehr denke man alsdann, daß, wer für Narren schreibt,

allezeit ein großes Publikum findet, und wende die stets knapp gemessene, dem Lesen bestimmte Zeit ausschließlich den Werken der großen, die übrige Menschheit überragenden Geister aller Zeiten und Völker zu, welche die Stimme des Ruhmes als solche bezeichnet. Nur diese bilden und belehren wirklich.

Vom Schlechten kann man nie zu wenig und das Gute nie zu oft lesen: schlechte Bücher sind intellektuelles Gift, sie verderben den Geist. –

Um das Gute zu lesen, ist eine Bedingung, daß man das Schlechte nicht lese: denn das Leben ist kurz, Zeit und Kräfte beschränkt.

8

Bücher werden geschrieben, bald über diesen, bald über jenen großen Geist der Vorzeit, und das Publikum liest sie, nicht aber jenen selbst; weil es nur frisch Gedrucktes lesen will, und weil „gleich und gleich sich gern gesellt", und ihm das seichte, fade Geträtsche eines heutigen Flachkopfs homogener und gemütlicher ist als die Gedanken des großen Geistes. Ich aber danke dem Schicksal, daß es mich schon in der Jugend auf ein schönes Epigramm von A. W. Schlegel hingeführt hat, welches seitdem mein Leitstern wurde:

Leset fleißig die Alten, die wahren eigentlich Alten:
Was die Neuen davon sagen, bedeutet nicht viel.

O, wie ist doch ein Alltagskopf dem andern so ähnlich! Wie sind sie doch alle in einer Form gegossen! Wie fällt doch jedem von ihnen dasselbe bei der gleichen Gelegenheit ein, und nichts anderes! Dazu nun noch ihre niedrigen persönlichen Absichten. Und das nichtswürdige Geträtsche

solcher Wichte liest ein stupides Publikum, wenn es nur heute gedruckt ist, und läßt die großen Geister auf den Bücherbrettern ruhen.

Unglaublich ist doch die Torheit und Verkehrtheit des Publikums, welches die edelsten, seltensten Geister in jeder Art, aus allen Zeiten und Ländern, ungelesen läßt, um die täglich erscheinenden Schreibereien der Alltagsköpfe, wie sie jedes Jahr in zahlloser Menge, den Fliegen gleich, ausbrütet, zu lesen – bloß weil sie heute gedruckt und noch naß von der Presse sind. Vielmehr sollten diese Produktionen schon am Tage ihrer Geburt so verlassen und verachtet dastehn, wie sie es nach wenigen Jahren und dann auf immer sein werden, ein bloßer Stoff zum Lachen über vergangene Zeiten und deren Flausen. – Weil die Leute, statt des Besten aller Zeiten, immer nur das Neueste lesen, bleiben die Schriftsteller im engen Kreise der zirkulierenden Ideen, und das Zeitalter verschlammt immer tiefer in seinem eigenen Dreck.

9

Es gibt, zu allen Zeiten, zwei Literaturen, die ziemlich fremd nebeneinander hergehn: eine wirkliche und eine bloß scheinbare. Jene erwächst zur bleibenden Literatur. Betrieben von Leuten, die für die Wissenschaft, oder die Poesie, leben, geht sie ihren Gang ernst und still, aber äußerst langsam, produziert in Europa kaum ein Dutzend Werke im Jahrhundert, welche jedoch bleiben. Die andere, betrieben von Leuten, die von der Wissenschaft, oder Poesie, leben, geht im Galopp, unter großem Lärm und Geschrei der Beteiligten, und bringt jährlich viele tausend Werke

zu Markte. Aber nach wenig Jahren frägt man: wo sind sie? wo ist ihr so früher und so lauter Ruhm? Man kann daher auch diese als die fließende, jene als die stehende Literatur bezeichnen.

10

Es wäre gut Bücher kaufen, wenn man die Zeit, sie zu lesen, mitkaufen könnte, aber man verwechselt meistens den Ankauf der Bücher mit dem Aneignen ihres Inhalts. –

Zu verlangen, daß einer alles, was er je gelesen, behalten hätte, ist wie verlangen, daß er alles, was er je gegessen hat, noch in sich trüge. Er hat von diesem leiblich, von jenem geistig gelebt und ist dadurch geworden was er ist. Wie aber der Leib das ihm Homogene assimiliert; so wird jeder behalten, was ihn interessiert, d. h. was in sein Gedankensystem oder zu seinen Zwecken paßt. Letztere hat freilich jeder; aber etwas einem Gedankensystem Ähnliches haben gar wenige: daher nehmen sie an nichts ein objektives Interesse, und dieserhalb wieder setzt sich von ihrer Lektüre nichts bei ihnen an: sie behalten nichts davon. –

Repetitio est mater studiorum. Jedes irgend wichtige Buch soll man sogleich zweimal lesen, teils weil man die Sachen das zweitemal in ihrem Zusammenhange besser begreift, und den Anfang erst recht versteht, wenn man das Ende kennt; teils weil man zu jeder Stelle das zweitemal eine andere Stimmung und Laune mitbringt als beim ersten, wodurch der Eindruck verschieden ausfällt und es ist, wie wenn man einen Gegenstand in anderer Beleuchtung sieht. –

Die Werke sind die Quintessenz eines Geistes: sie werden daher, auch wenn er der größte ist, stets ungleich

gehaltreicher sein als sein Umgang, auch diesen im wesentlichen ersetzen, – ja, ihn weit übertreffen und hinter sich lassen. Sogar die Schriften eines mittelmäßigen Kopfes können belehrend, lesenswert und unterhaltend sein, eben weil sie seine Quintessenz sind, das Resultat, die Frucht alles seines Denkens und Studierens; – während sein Umgang uns nicht genügen kann. Daher kann man Bücher von Leuten lesen, an deren Umgang man kein Genügen finden würde, und deshalb wieder bringt hohe Geisteskultur uns allmählich dahin, fast nur noch an Büchern, nicht mehr an Menschen Unterhaltung zu finden. –

Es gibt doch keine größere Erquickung für den Geist als die Lektüre der alten Klassiker: sobald man irgendeinen von ihnen, und wäre es auch nur auf eine halbe Stunde, in die Hand genommen hat, fühlt man alsbald sich erfrischt, erleichtert, gereinigt, gehoben und gestärkt; nicht anders, als hätte man an der frischen Felsenquelle sich gelabt. Liegt dies an den alten Sprachen und ihrer Vollkommenheit, oder an der Größe der Geister, deren Werke von den Jahrtausenden unversehrt und ungeschwächt bleiben? Vielleicht an beidem zusammen. Dies aber weiß ich, daß, wenn, wie es jetzt droht, die Erlernung der alten Sprachen einmal aufhören sollte, dann eine neue Literatur kommen wird, bestehend aus so barbarischem, plattem und nichtswürdigem Geschreibe, wie es noch gar nicht dagewesen; zumal da die deutsche Sprache, welche doch einige der Vollkommenheiten der alten besitzt, von den nichtswürdigen Skriblern heuriger „Jetztzeit" eifrig und methodisch dilapidiert und verhunzt wird, so daß sie allmählich verarmt und verkrüppelt, in einen elenden Jargon übergeht. –

Es gibt zwei Geschichten: die politische und die der Literatur und Kunst. Jene ist die des Willens, diese die des Intellekts. Daher ist jene durchweg beängstigend, ja schrecklich: Angst, Not, Betrug und entsetzliches Morden, in Masse. Die andre hingegen ist überall erfreulich und heiter, wie der isolierte Intellekt, selbst wo sie Irrwege schildert. Ihr Hauptzweig ist die Geschichte der Philosophie. Eigentlich ist diese ihr Grundbaß, der sogar in die andre Geschichte hinübertönt und auch dort, aus dem Fundament, die Meinung leitet: diese aber beherrscht die Welt. Daher ist die Philosophie, eigentlich und wohlverstanden, auch die gewaltigste materielle Macht; jedoch sehr langsam wirkend.

11

In der Weltgeschichte ist ein halbes Jahrhundert immer beträchtlich, weil ihr Stoff stets fort fließt, indem doch immer etwas vorgeht. Hingegen in der Geschichte der Literatur ist dieselbe Zeit oft für gar keine zu rechnen; weil eben nichts geschehn ist: denn stümperhafte Versuche gehn sie nicht an. Man ist also, wo man vor funfzig Jahren gewesen.

Dies zu erläutern, denke man sich die Fortschritte der Erkenntnis beim Menschengeschlechte unter dem Bilde einer Planetenbahn. Dann lassen sich die Irrwege, auf welche es meistens bald nach jedem bedeutenden Fortschritte gerät, durch ptolemäische Epizyklen darstellen, nach der Durchlaufung eines jeden von welchen es wieder da ist, wo es vor dem Antritt derselben war. Die großen Köpfe jedoch, welche wirklich auf jener Planetenbahn das Geschlecht weiterführen, machen den jedesmaligen Epizyklus nicht mit. Hieraus erklärt sich, warum der Ruhm bei der Nach-

welt meistens durch Verlust des Beifalls der Mitwelt bezahlt wird, und umgekehrt. – Ein solcher Epizyklus ist z. B. die Philosophie Fichtes und Schellings, zum Schlusse gekrönt durch die Hegelsche Karikatur derselben. Dieser Epizyklus ging von der zuletzt durch Kant bis dahin fortgeführten Kreislinie ab, woselbst ich späterhin sie wieder aufgenommen habe, um sie weiterzuführen: in der Zwischenzeit aber durchliefen nun die besagten Scheinphilosophen und noch einige andere daneben ihren Epizyklus, der jetzt nachgerade vollendet ist, wodurch das mit ihnen gelaufene Publikum inne wird, daß es sich eben da befindet, von wo er ausgegangen war.

Mit diesem Hergange der Dinge hängt es zusammen, daß wir den wissenschaftlichen, literarischen und artistischen Zeitgeist ungefähr alle dreißig Jahre deklarierten Bankrott machen sehn. In solcher Zeit nämlich haben alsdann die jedesmaligen Irrtümer sich so gesteigert, daß sie unter der Last ihrer Absurdität zusammenstürzen, und zugleich hat die Opposition sich an ihnen gestärkt. Nun also schlägt es um: oft aber folgt jetzt ein Irrtum in entgegengesetzter Richtung. Diesen Gang der Dinge in seiner periodischen Wiederkehr zu zeigen, wäre der rechte pragmatische Stoff der Literaturgeschichte: aber diese denkt wenig daran. Zudem sind, wegen der verhältnismäßigen Kürze solcher Perioden, die Data derselben aus entfernteren Zeiten oft schwer zusammenzubringen: daher man am bequemsten die Sache an seinem eigenen Zeitalter beobachten kann. Wollte man hiezu ein Beispiel aus den Realwissenschaften; so könnte man die Wernersche neptunistische Geologie nehmen. Allein ich bleibe bei dem bereits oben angeführten, uns zunächst

liegenden Beispiel. Auf Kants Glanzperiode folgte in deutscher Philosophie unmittelbar eine andere, in welcher man sich bestrebte, statt zu überzeugen, zu imponieren; statt gründlich und klar, glänzend und hyperbolisch, zumal aber unverständlich zu sein; ja sogar, statt die Wahrheit zu suchen, zu intrigieren. Dabei konnte die Philosophie keine Fortschritte machen. Endlich kam es zum Bankrott dieser ganzen Schule und Methode. Denn im Hegel und seinen Gesellen hatte die Frechheit des Unsinnschmierens einerseits und die des gewissenlosen Anpreisens andererseits, nebst der augenfälligen Absichtlichkeit des ganzen saubern Treibens, eine so kolossale Größe erreicht, daß endlich allen die Augen über die ganze Scharlatanerie aufgehn mußten, und als, infolge gewisser Enthüllungen, der Schutz von oben der Sache entzogen wurde, auch der Mund. Die Fichteschen und Schellingischen Antezedenzien dieser elendesten aller je gewesenen Philosophastereien wurden von ihr nachgezogen in den Abgrund des Diskredits. Dadurch kommt nunmehr die gänzliche philosophische Inkompetenz der ersten Hälfte des auf Kant in Deutschland folgenden Jahrhunderts an den Tag, während man sich, dem Auslande gegenüber, mit den philosophischen Gaben der Deutschen brüstet – besonders seitdem ein englischer Schriftsteller die boshafte Ironie gehabt hat, sie ein Volk von Denkern zu nennen.

Wer nun aber zu dem hier aufgestellten allgemeinen Schema der Epizyklen Belege aus der Kunstgeschichte will, darf nur die noch im vorigen Jahrhunderte, besonders in ihrer französischen Weiterbildung, blühende Bildhauerschule des Bernini betrachten, welche, statt der antiken Schönheit, die gemeine Natur und, statt der antiken Einfalt und

Grazie, den französischen Menuettanstand darstellte. Sie machte Bankrott, als, nach Winckelmanns Zurechtweisung, die Rückkehr zur Schule der Alten erfolgte. – Einen Beleg wiederum aus der Malerei liefert das erste Viertel dieses Jahrhunderts, als welches die Kunst für ein bloßes Mittel und Werkzeug einer mittelalterlichen Religiosität hielt und daher kirchliche Vorwürfe zu ihrem alleinigen Thema erwählte, welche jetzt aber von Malern behandelt wurden, denen der wahre Ernst jenes Glaubens abging, die jedoch, infolge des besagten Wahnes, den Francesco Francia, Pietro Perugino, Angelo da Fiesole und ähnliche zu Mustern nahmen, ja, diese höher schätzten als die auf sie folgenden eigentlich großen Meister. In bezug auf diese Verirrung, und weil in der Poesie ein analoges Streben sich gleichzeitig geltend gemacht hatte, schrieb Goethe die Parabel „Pfaffenspiel". Auch diese Schule wurde sodann als auf Grillen beruhend erkannt, machte Bankrott, und auf sie folgte die Rückkehr zur Natur, sich kundgebend in Genrebildern und Lebensszenen jeder Art, wenn auch bisweilen sich ins Gemeine verirrend.

Dem geschilderten Hergange der menschlichen Fortschritte entsprechend, ist die Literargeschichte, ihrem größten Teile nach, der Katalog eines Kabinetts von Mißgeburten. Der Spiritus, in welchem diese sich am längsten konservieren, ist Schweinsleder. Die wenigen wohlgeratenen Geburten hingegen braucht man nicht dort zu suchen: sie sind am Leben geblieben, und man begegnet ihnen überall in der Welt, wo sie als Unsterbliche, in ewig frischer Jugend einhergehn. Sie allein machen die, im vorigen Paragraphen bezeichnete, wirkliche Literatur aus, deren personenarme

Geschichte wir, von Jugend auf, aus dem Munde aller Gebildeten, und nicht erst aus Kompendien, erlernen. – Gegen die heutzutage herrschende Monomanie, Literargeschichte zu lesen, um von allem schwätzen zu können, ohne irgend etwas eigentlich zu kennen, empfehle ich eine höchst lesenswerte Stelle von Lichtenberg, Bd. II, S. 302 der alten Ausgabe.

Wohl aber wünschte ich, daß einmal einer eine tragische Literargeschichte versuchte, worin er darstellte, wie die verschiedenen Nationen, deren ja jede ihren allerhöchsten Stolz in die großen Schriftsteller und Künstler, welche sie aufzuweisen hat, setzt, diese während ihres Lebens behandelt haben; worin er also uns jenen endlosen Kampf vor die Augen brächte, den das Gute und Echte aller Zeiten und Länder gegen das jedesmal herrschende Verkehrte und Schlechte zu bestehn hat; das Märtyrertum fast aller wahren Erleuchter der Menschheit, fast aller großen Meister, in jeder Art und Kunst, abschilderte; uns vorführte, wie sie, wenige Ausnahmen abgerechnet, ohne Anerkennung, ohne Anteil, ohne Schüler, in Armut und Elend sich dahingequält haben, während Ruhm, Ehre und Reichtum den Unwürdigen ihres Faches zuteil wurden, es ihnen also ergangen ist, wie dem Esau, dem, während er für den Vater jagte und Wild erlegte, Jakob, in seinem Gewande verkleidet, zu Hause den Segen des Vaters stahl; wie jedoch, bei dem allen, die Liebe zu ihrer Sache sie aufrecht erhielt, bis denn endlich der schwere Kampf eines solchen Erziehers des Menschengeschlechts vollbracht war, der unsterbliche Lorbeer ihm winkte und die Stunde schlug, wo es auch für ihn hieß:

Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide,
Kurz ist der Schmerz, unendlich ist die Freude.

Z
1003
S34

Schopenhauer, Arthur
Über Lesen und Bücher

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY